

# UTOPIEKreativ

Diskussion sozialistischer Alternativen

184 · Februar 2006

*Monatliche Publikation,  
herausgegeben von der  
Rosa-Luxemburg-Stiftung*

## ***aus dem Inhalt***

VorSatz

Debatte Grundsicherung

SASCHA LIEBERMANN

Freiheit ist eine Herausforderung, kein Schlaraffenland

Verfolgte Linke

GERHARD WAGNER

Zwischen Mondschein und Gaslicht

Heine in der ästhetischen Kultur des Industriezeitalters

Lateinamerika heute

RAINA ZIMMERING

Frauenmorde und keine Aufklärung – die Frauen von Juárez

# VorSatz

*Nachdem sich die neue Bundesregierung in einen brandenburgischen Ort namens Genshagen zurückgezogen hatte, um mit sich und ihren Ideen in Klausur zu gehen, bestand nach Verkündung der Ergebnisse die Gewissheit, dass sich auch unter Schwarz-Rot wenig am politischen Voluntarismus der jüngst zurückliegenden Jahre ändern wird. Denn wer verkündet, Elterngeldbeträge bis zu 67% des letzbezogenen Nettolohnes, höchstens jedoch bis zu 1 800 Euro (!) zahlen zu wollen, der muss in dem Glauben leben, in diesem Land sprössen die wohldotierten Jobs aus dem guten deutschen Boden oder wüchsen an den starken deutschen Eichen. Da mutet zumindest die Debatte um Kombilöhne und Mindestlohntarife nicht zynisch an. Wobei ich mir die Unterstellung von Ehrlichkeit in Richtung staats-tragender Politik lieber erspare. Und noch eine Gewissheit ist gewonnen: Schwarz-Rot in Deutschland ist leider kein anarchistisches Projekt.*

*Auch im Jahr 2006 geht es – der Gewissheiten kein Ende – um »Weichenstellungen für die Zukunft«, »Reformen, die den Sozialstaat für alle leistungsfähig erhalten sollen«, »Schaffung von Investitionsanreizen« etc. Man mag es kaum glauben, da man es besser zu wissen meint. Und bevor der Leser resigniert die Zeitung zuschlägt und bestenfalls zum Anfeuern seines aufgrund permanent steigender Gaspreise wieder in Betrieb genommenen Ofens benutzt, sollte man – der kleine Werbeblock in eigener Sache – lieber von vornherein diese Zeitschrift zur Hand nehmen und sich mit der kritischen Reflexion utopischer Potentiale in der Politik (Hawel) auseinandersetzen, das kritische Potential linker Politik in Uruguay (Kroch) reflektieren oder der fortgesetzten Debatte um die »linke Utopie« einer allgemeinen sozialen Grundversicherung (Liebermann) nachspüren. Oder man folgt Heinrich Heines politischer Fährte (Wagner), gelangt zu Noel Field (Hartmann) und von dort zu Ernst Bloch und Wolfgang Harich im Jahre 1956 (Prokop). Oder, oder, oder...*

*Apropos 1956. Vor 50 Jahren, in der alten Siegerrepublik wirtschaftswunderte man fleißig vor sich hin, in der »Zone« waltete noch das Prinzip Hoffnung und ein Kollege vom »Neuen Deutschland« schrieb parteilinienerkehrt, da sprach man (beiderseits) ebenfalls von Lohnerhöhungen, vom Ausbau des Sozialstaats, von in die Zukunft weisenden Investitionen. Und irgendwie beschleicht mich der Verdacht, dass Konrad Adenauer und Walter Ulbricht ihren politischen Zielen näher waren als Angela Merkel und ihre Wasserträger von der SPD heutzutage. Womit ich wieder bei Genshagen wäre.*

*Im Gegensatz zu aktueller Politik können Utopien wirklich in die Zukunft weisen. Ihre negativen Varianten, die Dystopien, warnen hingegen und enthüllen häufig in ihrer Wirkung fatale Tendenzen und Trends aktueller politischer Entwicklungen. Nun erinnert Genshagen 2006 nur schwerlich an das Orwellsche 1984. Jedoch verweist der Sprachgebrauch moderner Politik zunehmend in die Vergangenheit, nämlich direkt in Richtung des Orwellschen 1984. Was Rot-Grün mit sprachlichen Verzerrungen wie den »Sozialreformen« oder den »humanitären Interventionen zum Schutz der Rechte der Frauen in Afghanistan« begann, wird Schwarz-Rot nahtlos fortsetzen und noch verstärken. So tun sich die Minister der konservativ-christlichen Parteien bereits hervor, indem z. B. der neue Innenminister Wolfgang Schäuble den Einsatz der Bundeswehr während der Fußballweltmeisterschaft zum Schutz der Bevölkerung vor terroristischen Angriffen fordert. Und bald marschieren die Truppe dann gegen friedliche Demonstranten, was von Schäuble voraussichtlich als Maßnahme zur Wiederherstellung der freiheitlich demokratischen Grundordnung bezeichnet werden wird. Horst Seehofer, seines Zeichens Nachfolger der Grünen Renate Künast im Agrar- und Verbraucherschutzministerium – von den Mainstreammedien ganz offensichtlich häufig zu Unrecht als der vermeintlich linke Rand der Christozialen dargestellt; ein schickes Image, alle Achtung –, fordert die Gleichberechtigung der Landwirte und ihrer Produktionsweisen. Ob chemo oder öko ist dem Verbraucher, dem kaum ein Cent in seinem Portemonnaie bleibt, doch egal, denkt der Herr Minister sicherlich. Nachhaltigkeit scheint lediglich noch ein Terminus bei der Billig-Versorgung der Bevölkerung mit pharmazeutisch präpariertem, pardon: verseuchtem Fleisch zu sein. Und Michael Glos, der politische Chefökonom von Merkels Gnaden, wird sein Süppchen mit der Atomindustrie schon zu kochen wissen. Man darf gespannt sein, wie der Vizekanzler Franz Müntefering und sein Trupp darauf reagieren. Müntefering bewies seine strategischen Fähigkeiten zur Genüge, als er die Neuwahlen ausrief. Das Ergebnis ist bekannt. Schröder ist seinen Job als Kanzler los und baut bald Pipelines, »uns Münte« verlor seinen als Parteivorsitzender, »den schönsten Job neben dem Papstberuf« und vermerkt die Genossen, die SPD wurde durch den Wähler vom Senior zum Junior degradiert, aber das spielt eigentlich keine Rolle mehr. Angesichts solcher übertragener Fähigkeiten, solide in die Zukunft zu planen und zu investieren sowie ein optimales Ergebnis für alle Beteiligten zu erreichen, sieht man mit Gewissheit einem mit politischen Euphemismen jeder Couleur angereicherten Jahr 2006 entgegen. Gewiss: Aufgaben zur Genüge für die Linke in diesem Land. Ich jedoch werde sicherheitshalber erst einmal bei Orwell nachlesen und einen weiten Bogen um Genshagen schlagen.*

MARTIN SCHIRDEWAN

SASCHA LIEBERMANN

## Freiheit ist eine Herausforderung, kein Schlaraffenland

### *Unterschiede ums Ganze*

Wer Differenzen nicht beachtet und auslotet, verhindert eine sachliche Auseinandersetzung um die Überlegungen zum bedingungslosen Grundeinkommen, eine Auseinandersetzung, die nötiger ist denn je. Es läßt tief blicken, wenn nicht nur relevante Unterschiede einfach ignoriert werden. Aufschlußreich und bezeichnend ist angesichts der vergangenen Reformjahre die Gleichsetzung von Freiheit und Schlaraffenland, wie Ulrich Busch sie jüngst an dieser Stelle vorgenommen hat – durchaus in politischer Absicht, sucht er für die desorientierte Linke doch nach einer tragfähigen Utopie. Mit dieser Gleichsetzung, zu der er sich durch selektive Rezeption verschiedener Überlegungen zum Grundeinkommen berechtigt sieht, wird nur ein weiteres Mal deutlich, daß zwischen der Arbeitshaus-Politik der vergangenen Jahre und einem Großteil ihrer Kritiker deutliche Gemeinsamkeiten bestehen: zum einen das enorme Mißtrauen in die Bereitschaft des einzelnen, wo auch immer seinen Beitrag zu leisten; zum anderen die Vorstellung, nur durch Arbeit werde der Mensch zum Menschen.

Wo die Solidarität der Bürger als Bürger nicht als Grund des Gemeinwesens gedacht werden kann, wird auch nicht begriffen, daß sie schon bislang den Grund unseres Wohlstandes ausgemacht hat.<sup>1</sup> Aufgrund dieses blinden Fleckes kommt die Kritik am bedingungslosen Grundeinkommen nicht selten in ökonomietheoretischem Gewand daher. Doch mit Grundlagen des Wirtschaftens haben die Einwände, so sie überhaupt argumentativ dargelegt werden, wenig zu tun. Zu erkennen ergibt sich an ihnen etwas ganz anderes: Überzeugungen von einem sinnerfüllten Leben, die als solche nicht kenntlich gemacht werden.<sup>2</sup> Auch hier trifft zu, was ich an dieser Stelle schon einmal zu einem Übel der öffentlichen Diskussion erklärt habe: Statt offen diese Überzeugungen auszusprechen, werden sie als sachverständiges Expertenurteil verkleidet und die Praxis, die sich mit den Überzeugungen ja sonst offen auseinandersetzen könnte, expertenhaft entmündigt: Es wird von höherer Warte vorentschieden, daß nicht sein kann, was nicht sein darf. Zu ihren besseren Zeiten hätte die Linke, von der und für die Busch sprechen will, zur Durchleuchtung dieser verdeckten Werturteile beigetragen: durch Ideologiekritik.

Es ist ein Symptom unserer Lage, daß nach wie vor sowohl Befürworter wie Kritiker des bedingungslosen Grundeinkommens die fundamentale Bedeutung des Zusammenhangs der Freiheit der Bürger als Staatsbürger und der Solidarität im Gemeinwesen kaum erkennen. Antikapitalistische Denktraditionen tragen daran ihren Teil, für die

Sascha Liebermann – Jg. 1967; Dr. phil. (Soziologie), wiss. Assistent an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Dortmund; Mitbegründer der Initiative »Freiheit statt Vollbeschäftigung« ([www.Freiheit-statt-Vollbeschaeftigung.de](http://www.Freiheit-statt-Vollbeschaeftigung.de); [S.Liebermann@Freiheit-statt-Vollbeschaeftigung.de](mailto:S.Liebermann@Freiheit-statt-Vollbeschaeftigung.de)); neueste Publikationen: Die Krise der Arbeitsgesellschaft im Bewußtsein deutscher Unternehmensführer, Frankfurt a. M., Humanities Online 2002; zuletzt in UTOPIE kreativ: Freiheit statt Vollbeschäftigung: Grundeinkommen als Ausweg aus der Krise, Heft 176 (Juni 2005).

Der Autor dankt Frau Ute Fischer für Kritik und Anregung.

das Politische als eigenständige Sphäre pluralen Streits ebenso unbedeutend, wie die Rede vom Bürger nur bürgerliche Ideologie ist. Für die Marxsche Theorie, bei allen Verdiensten, gilt dies ebenso wie für den Marktliberalismus: Beide können die basale Verankerung der Praxis in einer Gemeinschaft der Bürger nicht begreifen und erliegen in ihren Erklärungsbestrebungen einer ökonomistischen Verkürzung.<sup>3</sup> Der Tausch von Werten gilt ihnen als Erstes, der Solidarität Vorgängiges. Aus dieser Vereinseitigung resultiert dann auch das Defizit, das Politische als eigenständige, die Bürger umfassende Praxis zu verstehen. Wir stoßen auf diese Unterminierung des Politischen auch in einer anderen Tradition, und zwar derjenigen, die in einer sozialtechnokratischen Vision die Ermöglichung von Freiheit vor allem als Problem der *Steuerung des Gemeinwesens* betrachtet. An die Stelle der Ermöglichung tritt hier Manipulation von oben, statt offener Debatte und Suche nach Gefolgschaft leitende Bevormundung.

### *Freiheit und Anerkennung als Säulen des Gemeinwesens*

Schon der Auftakt, mit dem Busch die Debatte eröffnet, läßt aufhören. Er erhebt ja den Anspruch, das »Konzept« des bedingungslosen Grundeinkommens im allgemeinen zu kritisieren. Doch kritisiert er allenfalls bestimmte Begründungen, trifft hingegen nicht die Idee in ihrer systematischen Bedeutung.

Nicht weniger wird dem Grundeinkommen attestiert als die Verkehrung der »Prinzipien des normalen Lebens« (978), sei es doch ein Schlaraffenland, das mit ihm bereitet werde. Erstaunlich ist diese Bemerkung, da er mit dem bedingungslosen Grundeinkommen selbstverständlich das Nichtstun und Herumhängen verbindet. Die Linke, die Busch nach eigenem Verständnis vertritt, scheint wenig entfernt vom Ruf nach unerläßlichen Disziplinierungen des Bürgers, wie sie im Arbeitshaus gepflegt wurden. Ohne Arbeitsdisziplin drohe haltlose Ausschweifung. In der Tat mag sich bei manchen Befürwortern die Phantasie des süßen Nichtstuns finden, vielleicht ist sie noch eine Reaktion auf die gegenwärtigen Zumutungen, doch auch dieses Nichtstun entspränge einer freien Entscheidung – es wäre kein Fluch. Doch statt aufzuzeigen, daß die Freiheit, die das Grundeinkommen gewährte, den einzelnen in seiner individuellen Autonomie viel mehr anerkannte und herausforderte als heute, vergleicht Busch sie mit dem »Paradies« (979, Anm. 5) – was mißlingt. Denn in ihm ist der Mensch ohne Bewußtsein und wird vertrieben: Der theologische Sündenfall ist im Grunde ein Befreiungsfall, die Vertreibung aus dem Paradies also der Beginn der Freiheit.

Im Schlaraffenland sei man vor allem eines, so Busch: frei von Arbeitslast und -verpflichtung. Das scheint ihm ein Graus, obwohl er selbst darauf hinweist, daß Freiheit unvollständig, »formal«, sei, wo der einzelne nicht wirklich wählen könne, weil sein Einkommen von Erwerbsarbeit abhängt (979). Diese Verknüpfung von Arbeit und Einkommen war politisch gewollt, und zwar nicht einfach von den Herrschenden, wie man sich das gerne vorstellt. Sie entsprang einer Gerechtigkeitsvorstellung, einer Vorstellung von einem sinnerfüllten Leben, die Herrschende und Beherrschte teilten. Sie verhalf dem neuen »Arbeitsregime«, wie Busch es nennt, zur Geburt. Gegenüber feudaler Loyalitätsverpflichtung und Fürsorgepflicht war es ein

Der Artikel ist eine Replik auf Ulrich Busch: Schlaraffenland – eine linke Utopie? Kritik des Konzepts eines bedingungslosen Grundeinkommens, UTOPIE kreativ Heft 181 (November 2005), S. 978-991. Busch seinerseits hatte Bezug genommen auf Katja Kipping: Und weil der Mensch ein Mensch ist: Garantiertes Grundeinkommen, sowie auf Sascha Liebermann: Freiheit statt Vollbeschäftigung: Grundeinkommen als Ausweg aus der Krise, beides in UTOPIE kreativ, Heft 176 (Juni 2005), S. 520-524 bzw. S. 525-533. Zum Thema siehe auch Antonin Dick: Befreiung von der Arbeit, UTOPIE kreativ, Heft 183 (Januar 2006). Die Redaktion lädt zur Fortsetzung der Debatte ein.

1 Siehe [www.Freiheit-statt-Vollbeschaeftigung.de](http://www.Freiheit-statt-Vollbeschaeftigung.de).

2 Vgl. Albrecht Müller: Entscheidend ist, was wächst. Produktionssteigerung bringt Arbeitsplätze, garantiert Wohlstand und sichert den Platz im internationalen Wettbewerb, in: Frankfurter Rundschau, 26. Juli 2005, S. 7; Heinz J. Bontrup: Geteilte Zeit ist geteilte Arbeit. Durch Arbeitszeitverkürzung und kluge Steuerpolitik könnten mehr Menschen in Lohn und Brot kommen, in: Frankfurter Rundschau, 14. August 2005; siehe auch meine Replik auf Müller: Bürgervergessen – Weshalb eine Politik des Wachstums und der Produktionssteigerung nicht dasselbe ist wie eine Politik der Freiheit, unter [www.archiv-grundeinkommen.de](http://www.archiv-grundeinkommen.de).

3 Diese Verdinglichung der Kapitallogik zu einem Automatismus ist wiederholt aus

der Marxschen Tradition heraus kritisiert worden. Vgl. Karl Reitter: Kapitalismus ohne Klassenkampf? Zu Michael Heinrich: »Kritik der politischen Ökonomie«, in: grundrisse 11, Herbst 2004, S. 26-34.

Schritt in Richtung einer Universalisierung nicht nur der Leistung, sondern auch der Stärkung des Individuums im Gemeinwesen, zu dessen Wohl der Einzelne beitrug. Heute hingegen wird diese Verknüpfung zum größten Hemmschuh der Freiheit, zum Inbegriff des Mißtrauens in die Gemeinwohlbindung der Bürger. Je länger wir angesichts der Möglichkeit, uns von der Arbeitsverpflichtung zu befreien und vollkommen in die Bürger zu vertrauen, dieser Chance verschließen, desto mehr untergraben wird das Fundament unseres Gemeinwesens.

### *Leistung entspringt der Freiheit zur Sache*

»Der Modus der Verteilung folgt dem der Produktion« (1980), werden wir belehrt, was aber will er uns sagen? Was er für ein Gegebenes hält, steht doch gerade in Frage. Entscheidend sind doch nicht die vielgescholtenen Unterschiede im Gemeinwesen, zwischen denen, die mehr, und anderen, die weniger besitzen, sondern die Möglichkeiten, die der einzelne hat, über sein Leben zu verfügen, es frei zu gestalten. Selbstverständlich kann auch nur verteilt werden, was erwirtschaftet worden ist – ein Hinweis, dem man heute immer begegnet. Wer diesen Hinweis als Einwand gegen ein Grundeinkommen vorbringt, scheint folgenden Zusammenhang vor Augen zu haben: Dort wo Arbeitspflicht herrsche, werde auch produktiv gearbeitet. Zwischen Arbeitsverpflichtung und Arbeitsleistung wird ein direkter Zusammenhang hergestellt, beinahe ein Automatismus – auch manche Grundeinkommensbefürworter folgen diesem Vorurteil.<sup>4</sup> Nur wenn man die Voraussetzungen dafür unterschlägt, weshalb die Bürger bereit sind, die Arbeitsverpflichtung anzunehmen und in produktive Arbeitsleistung umzusetzen, kann ein solcher Zusammenhang ohne Umschweife behauptet werden. Er lebt von der Vorstellung, Verpflichtung setze sich in Identifizierung und Produktivität um. Statt dessen geht der Annahme der Verpflichtung schon die Bereitschaft zur Übernahme voraus, sie wird nicht durch die Verpflichtung erzeugt. Nur in einem Gemeinwesen, das die Auseinandersetzung mit einer Sache für erstrebenswert hält (und entsprechend Freiräume eröffnet), erwächst sie. Diesem Zusammenhang entspringt auch die Verankerung der Berufsfreiheit im Grundgesetz (Art. 12 GG). Dem einzelnen wird dadurch der Weg eröffnet, einen Beruf zu ergreifen, der seinen Neigungen und Interessen entspricht. Daß er einen solchen überhaupt zu ergreifen bereit ist, ruht darin, einen Beitrag zum Wohl des Gemeinwesens leisten zu wollen.

Diese Voraussetzung schafft die Wirtschaft also nicht selbst, sondern sie bedarf ihrer als Existenzbedingung. Des weiteren bedürfen Güter, die erzeugt werden, einer Absatzchance – auch hier waltet kein psychologischer *Mechanismus*, nach dem Bedürfnisse produziert werden. Wie komplex dieser Zusammenhang zwischen Produkt und Absatzchance heute ist, läßt sich nicht mit der einfachen Formel »die Produktion bestimmt die Bedürfnisse« erklären. Sie setzt immer schon ein entscheidungsfähiges Individuum voraus, welches überhaupt zu produzieren bereit und zu konsumieren willig ist. Sonst ließe sich das Scheitern einiger Produkte und der Erfolg anderer nicht erklären.

Die Herausforderung zu leisten, die dem einzelnen gegenübertritt, muß also auch angenommen und in ein berufliches, familiales und bürgerschaftliches Engagement gewendet werden. Es ist nicht er-

4 Vgl. auch den Beitrag von Joachim Bischoff und Julia Müller: Nische Grundeinkommen oder Aufhebung der Entfremdung?, die ein ähnliches Argument vorbringen, unter <http://www.linksnet.de/rubrik.php?tid=96> in der Rubrik »Grundsicherung und Grundeinkommen« (16. 11. 2005).

zwingbar, wie der ökonomische Reduktionismus suggeriert. Die Entfaltung einer protestantischen Ethik ist vielmehr nur zu erklären, wenn man ihren Kern – den universalistischen Leistungsbezug und die Stellung des Individuums in ihm – betrachtet. Der Protestantismus wendet sich gegen eine katholische Kirche, die dem Gläubigen ein unmittelbares Verhältnis zu Gott versagt, er antwortet damit auf ein virulentes Autonomiestreben der Praxis und treibt die Säkularisierung weiter voran. Was wir rückblickend als Ideologie der Arbeitsknechtschaft betrachten, ist historisch ein Schritt zur Freiheit und der Aufwertung des Individuums gewesen.

Nicht wird der Mensch durch Arbeit zum Menschen, sondern durch seine Anerkennung als Zweck an sich in einem Gemeinwesen und in der Familie. Das Gelingen des Prozesses der Sozialisation vom Kind zum Erwachsenen entscheidet sich daran, ob ein Kind genau diese Anerkennung erfährt. Sie ist es, woran sich Selbstvertrauen bildet, das wiederum erst ermöglicht, sich mit einer Sache als Herausforderung auseinanderzusetzen, sich für sie zu engagieren.<sup>5</sup> Dieser einfache Zusammenhang ist es, der sich z. B. auch in einer Relation von Bildung und beruflichem Erfolg niederschlägt. Je mehr Bildung aber, sei es in der Schule, sei es in der Universität, zur Aneignung von Stoff verkümmert, je weniger die Auseinandersetzung mit einer Sache um ihrer selbst willen betrieben wird, desto weniger kann ein Schüler oder Student diese Erfahrung machen.<sup>6</sup> Sie ermöglicht überhaupt erst, hinter Routinen zurückzutreten, sie aufzugeben und Neues hervorzu bringen. Die Entleerung des Arbeitsbegriffs, mit der Arbeit zum Selbstzweck wird und nicht mehr daran gemessen wird, ob es zur Erzeugung von Gütern und Dienstleistungen menschlicher Arbeitskraft bedarf, führt langfristig zur Zerstörung genau dessen, was die nicht-ökonomische Voraussetzung des Erwirtschaftens von Wohlstand ist: der Bereitschaft, sich mit einer Herausforderung, ganz gleich welcher, auseinanderzusetzen. Wir fördern gegenwärtig Arbeit statt Leistung, Arbeit ohne Sache.

Für Busch scheint dieser Zusammenhang irrelevant, wenn er mit Berufung auf Marx zum ewigen Gesetz erklärt und verklärt: »Die Arbeit ist alles«, (...) Grundlage des menschlichen Lebens als auch Grundbedingung der Menschwerdung und des Menschseins selbst. Das Gesellschaftsmodell, das hier angestrebt wird, ist also keine die Arbeit vernachlässigende Freizeit- und Konsumgesellschaft, kein Schlaraffenland, sondern eine auf Schöpferkraft und Leistung basierende *Arbeitsgesellschaft*, deren Produktivität es erlaubt, daß jeder entsprechend seinen Fähigkeiten tätig ist und entsprechend seinen Bedürfnissen am gesellschaftlichen Reichtum partizipiert« (1980).

Was meint er hier nun? Angesichts unserer gegenwärtigen Wertschöpfung, deren Einschätzung Busch durchaus teilt (1981) und die auch in gegensätzlichen Lagern nicht umstritten ist,<sup>7</sup> sehen wir uns mit dem Erfolg vergangener Entscheidungen konfrontiert. Seit langem schon wächst die Werterzeugung bei sinkenden Arbeitsstunden, die zu ihrer Erwirtschaftung notwendig sind. Alleine das Wachstum des Bruttoinlandsprodukts, läßt man es als Indikator gelten, hat seit 1990 um ungefähr 44 % (preisbereinigt um 25 %) zugelegt.<sup>8</sup> Zum einen geht dies auf Produktivitätssteigerungen durch den Einsatz von Technologie zurück, zum anderen mußten und müssen diese Technologien zu-

5 Diese Zusammenhänge sind in der Bindungsforschung und auch der jüngeren neurologischen Forschung wiederholt deutlich gemacht worden. Vgl. z. B. die Werke von John Bowlby, Gerald Hüther und Theodor Hellbrügge. Für ein Engagement im Gemeinwesen ist die Bindungserfahrung ebenso unerlässlich, wenn auch nur eine notwendige, aber keine hinreichende Voraussetzung. Ein lebendiges Gemeinwesen der Bürger, also eine Kultur pluralen öffentlichen Streits, ist hierzu ebenso unerlässlich, wie ein Selbstverständnis der Bürger als Bürger.

6 Vgl. Sascha Liebermann, Thomas Loer: Soziologie – zu Gegenwart und Zukunft einer Wissenschaft, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, H. 34-35, Bonn 2005, S. 23-29; Ulrich Oevermann: Wissenschaft als Beruf – Die Professionalisierung wissenschaftlichen Handelns und die gegenwärtige Universitätsentwicklung, in: Manfred Stock, Andreas Wernet (Hrsg.): Hochschule und Professionen, Zeitschrift: die Hochschule – Journal für Wissenschaft und Bildung, Vol 1, Jg. 14 (2005), S. 15-49.

7 Vgl. auch Meinhard Miegel, Stefanie Wahl: Arbeitsmarkt und Arbeitslosigkeit, Olzog 2002.

8 [http://www.destatis.de/themen/d/thm\\_volksw.php](http://www.destatis.de/themen/d/thm_volksw.php) (November 2005).

erst einmal entwickelt werden. Dazu bedarf es eines leistungsbereiten Individuums, das sich in den Dienst eines überindividuellen Zwecks stellt. Soweit können wir Busch noch folgen. Doch diese Leistungsbereitschaft ist nicht Ergebnis eines »ökonomischen Zwanges«, außer man läßt als solchen gelten, daß nur über Erwerbsarbeit ein reguläres Einkommen erzielt werden kann. Damit ist aber noch nicht erklärt, weshalb der einzelne einen bestimmten Beruf ergreift, bestimmte Aufgaben als Herausforderung begreift und sich mit ihnen auseinandersetzt. Greifen wir hier auf unser Argument von oben zurück, können wir es hingegen erklären. Der berufliche Erfolg, damit die Produktivität, ruht auf etwas Vor-Beruflichem, einer intrinsischen Motivierung, die die Voraussetzung dafür ist, daß der einzelne einen bestimmten Beruf ergreift und die damit verbundenen Herausforderungen annimmt. Das mag uns im Sinne einer Alltagsüberzeugung trivial erscheinen, angesichts der ökonomistischen Verkürzungen, die die öffentliche Debatte dominieren, ist es dies allerdings nicht. Der Arbeitsbegriff eignet sich zur näheren Bestimmung dieser Zusammenhänge nicht. Er ist zu unscharf und wirft in einen Topf, was sich ausschließt: die Anerkennung einer Praxis um ihrer selbst willen, zweckfrei, wie sie in z. B. in jedem Akt des Schenkens und des Grüßens zum Ausdruck kommt, und die Anerkennung einer Praxis, die einem bestimmten Zweck dient, z. B. als Mitarbeiter eines Unternehmens.<sup>9</sup>

9 Ulrich Oevermann hat prägnant herausgearbeitet, was dieses Handeln charakterisiert. Vgl. z. B.: Strukturele Soziologie und Rekonstruktionsmethodologie, in: Wolfgang Glatzer (Hrsg.): Ansichten der Gesellschaft: Frankfurter Beiträge aus Soziologie und Politikwissenschaft, Opladen o. J., S. 72-84.

In Buschs idealem Gesellschaftsmodell, in dem »jeder entsprechend seinen Fähigkeiten tätig ist« (1980), haben die einzelnen allerdings nicht die Entscheidung darüber, welcher Herausforderung sie sich zuwenden wollen: denn Arbeit wird zum höchsten Zweck verklärt. Zu behaupten, jeder finde, was seinen Fähigkeiten entspreche und könne damit auch noch ein Einkommen erzielen, ist doch nur möglich, wenn eine gigantische Arbeitsbeschaffungsagentur gegründet wird. Dann allerdings gelten Fähigkeiten nicht mehr als Selbstzweck und ihre Entfaltung wird nicht mehr ermöglicht, sondern angewiesen. Dieselbe Konsequenz, die die Durchsetzung eines Rechts auf Arbeit hätte. Wie gegenwärtig schon immer Kompromisse erforderlich sind und es auch waren, werden sie auch in Zukunft notwendig sein. Man kann die Bedingungen dafür verbessern, daß Fähigkeiten und Möglichkeiten zusammenfinden, doch garantieren läßt sich dies nicht in dem von Busch beschworenen Sinn. Kompromisse sind ja auch kein Übel, das aus dem Leben verbannt werden müßte, doch verlangen sie stets eine Bereitschaft des einzelnen, sie zu schließen: Also muß Freiheit gestärkt werden, nicht Arbeitsmöglichkeit.

Wir können also lediglich besonders günstige Bedingungen dafür schaffen, daß ein Beruf ergriffen wird, den der einzelne wirklich ergreifen will. Aber was ist mit denjenigen, die dort nicht unterkommen, und vor allem: was ist mit Tätigkeiten, die gar nicht berufsförmig werden sollen? Ein bedingungsloses Grundeinkommen ermöglichte z. B. Wissenschaftlern, die keine Anstellung finden, dennoch zu forschen; es ermöglichte Künstlern Kunstwerke zu schaffen, ohne der ständigen Existenznot ins Auge blicken zu müssen, die Busch für ein Wertigkeitskriterium hält (1986). Wer sich bürgerschaftlich engagieren oder sich für seine Kinder und die Familie entschiede, könnte dies ebenso frei von Existenzängsten tun. Wir können hier nur darauf vertrauen,



daß der einzelne seinen Weg in der Regel finden wird. Nur wer all dies unterschlägt und bezweifelt, wie Busch in seinem Beitrag, sieht mit einem bedingungslosen Grundeinkommen eine »Konsumgesellschaft« heraufziehen. Denn er erkennt solche Tätigkeiten, die gar nicht erwerbsförmig sind, nicht als solche an. Vielmehr würden sie zerstört, wenn wir sie dem Äquivalenzmodell unterwürfen. Es machte auch hier einen Unterschied ums Ganze, ob ein Einkommen gewährt wird, das ein Engagement *ermöglicht*, ganz gleich welches, oder ob dieses Einkommen *eine erbrachte Leistung vergütet*. Familien erhalten ja auch heute nicht dann Kindergeld, nachdem sie es vermocht haben, aus ihren Kindern autonome Bürger zu machen, sondern alleine der Kinder wegen. Es soll ihnen eine Entlastung verschaffen, eine Entlastung vom Einkommenserwerb durch Arbeit, damit sie sich ihren Kindern widmen können. Auch wenn die Maxime »Arbeit ist alles« schon lange ins Innerste der Familien vorgedrungen ist und die Eltern dazu auffordert, die Kinder dem Einkommenserwerb, dem beruflichen Erfolg, nachzuordnen, sollten wir daraus keine Tugend machen. Wir zerstören eine tragende Säule unseres Gemeinwesens.

*Werterzeugung ist der Zweck des Wirtschaftens, nicht Arbeit*

Geht es also darum, wie wir die Werterzeugung, die wir benötigen, auch in der Zukunft ermöglichen können, müssen wir uns fragen, was ihre Voraussetzungen in der Vergangenheit waren und welche dafür in der Zukunft gegeben sein müssen. Wir haben dazu einiges dargelegt. Eine wesentliche Voraussetzung war schon in der Vergangenheit die Bereitschaft des einzelnen, eine bestimmte Tätigkeit auszuüben, die – sei sie noch so routineförmig – doch zuverlässig erledigt werden muß, wie z. B. die Müllabfuhr, die Steuerung einer U-Bahn usw. Wir wissen auch, daß hier noch Automatisierungspotentiale bestehen. Aber nicht nur dort, auch sogenannte hochqualifizierte routinierte Tätigkeiten sind automatisiert worden und werden zukünftig automatisiert werden, und zwar umso radikaler, desto mehr uns daran gelegen ist und wir Automatisierung fördern. Ist also die intrinsische Motivierung der Grund jeglichen beruflichen Erfolges, dann muß deren Entfaltung gefördert werden.

Busch jedoch sieht diesen Zusammenhang nicht, wenn er schreibt: »Dabei (beim bedingungslosen Grundeinkommen – S. L.) wird Arbeit keineswegs auf Erwerbsarbeit reduziert (...). Ganz im Gegenteil: als freie Tätigkeit und selbstbestimmtes Tun ist sie eine wichtige Komponente des ›multiaktiven Lebens‹. Ihr Einsatz aber ist freiwillig und ohne Verpflichtung. Sie besitzt damit den gleichen Status wie Sport, Spiel, Reisen, Musikhören oder der Besuch eines Cafés. Man arbeitet eben, weil es Spaß macht. Und nur, sofern es Spaß macht. *Arbeit aus existenzieller Not* (Hervorhebung S. L.) dagegen gibt es nicht« (1985 f.). Berufliches oder bürgerschaftliches Engagement wäre also nur ein ernsthaftes, produktives, wenn es aus existenzieller Not entspringe.<sup>10</sup> Jede müßige Beschäftigung mit einer Sache, wie sie in Kunst und Wissenschaft geschieht, ist genauso wertlos, wie alles, was aus freiem Entschluß geleistet wird. Nur wo die Peitsche der Lebensnot herrscht, schließe ich daraus, wird ein Wert erzeugt, etwas Sinnvolles hervorgebracht. Hier tönt Busch kaum anders als diejenigen, die in Arbeit vor allem ein Disziplinierungsinstrument sehen: das Arbeitshaus feiert Ur-

10 Wo bei Busch von existenzieller Not die Rede ist, spricht die Neoklassik von »Anreizen«, derer der einzelne bedarf, um sich aufzuraffen. Intrinsische Motivierung ist beiden fremd, woraus Busch folgert: »Das bedingungslose Grundeinkommen dagegen würde die Aufgabe des Leistungsgedankens bedeuten. Es ermöglichte einigen den Ausstieg aus der Erwerbsarbeit, während andere die dafür notwendige Mehrarbeit zu leisten hätten. Es funktioniert deshalb um so weniger, je mehr Personen davon Gebrauch machen würden« (1987). Wie wenig er sich mit der Systematik des Grundeinkommens auseinandergesetzt hat, sieht man zum einen daran, daß niemand die anderen zu der Mehrarbeit zwingen könnte. Nur auf ihre Bereitschaft kann man vertrauen. Zum anderen gilt der Zusammenhang, an den er die Finanzierbarkeit eines Grundeinkommens knüpft, für jedes Sicherungssystem. Will er ernsthaft behaupten, daß Produktivität heute durch Zwang entstehe?

11 Karl Marx: Das Kapital, Bd. 3 (MEW, Bd. 25), S. 828.

ständ. Darüber kann auch nicht die informierte Rede vom »Reich der Naturnotwendigkeit«<sup>11</sup> hinwegtäuschen, ein selbst schimmernder Begriff. Denn zum einen bleibt unklar, wo diese Notwendigkeit denn beginnt und wo sie endet, zum anderen schafft bloße Lebensnot allenfalls ein praktisches Problem der Erhaltung und der Sicherung des Fortbestandes, nicht aber eine Antwort darauf. Die Not bringt keine Lösungen hervor, sie müssen von einem handelnden Subjekt hervorgebracht werden, für das diese Not als Not überhaupt relevant wird. Welche Lösungen es hervorbringt, ist von der Not genauso wenig bestimmt.

Mit dem Verweis auf Marx und dann über ihn hinausgehend könnten wir gerade herausstellen: Es ist der enorme Produktivitätsfortschritt, der uns erlaubt, Zeit zur freien Verfügung zurück zu gewinnen (was auch durch die Absenkung des Wohlstandsniveaus geschehen könnte), die Befreiung von dieser »blinden Macht«<sup>12</sup> der Notwendigkeit voranzubringen.

12 Ebenda.

Wo auch Marx allerdings nur einen Weg sieht, das »Reich der Freiheit« zu betreten, nämlich die Arbeitszeitverkürzung, ließe sich genauso gut die Frage aufwerfen: Weshalb nicht diese Entscheidung in die Hand der Bürger zurücklegen? Das Reproduktionsproblem bleibt ja erhalten und muß beantwortet werden, doch wie wir dies tun, darüber könnten die Bürger entscheiden, und davon wären dann in letzter Konsequenz unser Wohlstandsniveau und die mögliche Höhe eines bedingungslosen Grundeinkommens abhängig. Unser Wohlstandsniveau ist schließlich kein unverrückbares Gebot, es ist Ausdruck unseres Wollens. Vor diesem Grad an Freiheit scheint die Linke zurückzuschrecken, doch weshalb? Schon heute ist die »notwendige Reproduktion« nicht durch einen vermeintlichen Zwang der Verhältnisse sichergestellt, sondern durch die Bereitschaft der Bürger, zur Werterzeugung beizutragen. Daran würde sich auch unter einem bedingungslosen Grundeinkommen gar nichts ändern.

### *Die Herausforderung der Freiheit*

Die Zumutung der Freiheit ist die größte Herausforderung, denn jeder muß eine Entscheidung darüber treffen, was er mit seinem Leben anfangen will. Das Grundeinkommen verstärkte diese schon heute zu beantwortende Frage, denn es wäre das Gemeinwesen, das dem einzelnen diese Möglichkeit eröffnete. Darüber hinaus stünde jedem vor Augen, daß diese Freiheit von einem erfolgreichen Wirtschaften abhinge. Wo keine Werterzeugung stattfände, müßte das Grundeinkommen aufgegeben werden. Jeder also wäre vor die Frage gestellt, wie er zum Wohl des Gemeinwesens beitragen kann. Unser Gemeinwesen beruht ja schon heute darauf, denn schon heute sichern wir jedem Bürger, der in Not gerät, eine Absicherung in Gestalt der Sozialhilfe zu. Weshalb aber greifen die Bürger nicht massenhaft dazu, wo sie doch die Möglichkeit dazu hätten? Unsere Antwort ist einfach: Jeder ist bestrebt, seinen Beitrag zu leisten, und wo dies nicht geschieht, gibt es plausible Erklärungen. Wer aufgrund einer traumatisierten Lebensgeschichte dazu nicht in der Lage ist, muß geschützt werden. Auch er muß ein Leben in Würde führen können. Doch im Unterschied zum bedingungslosen Grundeinkommen bringt die Sozialhilfe nicht nur einen erheblichen Eingriff in die Privatsphäre mit sich, sie stempelt den Empfänger zum Versager, stigmatisiert ihn.

Das bedingungslose Grundeinkommen ist eine Antwort genau auf diese Frage. Es ist eine Konsequenz aus dem dargelegten Zusammenhang, der schon heute Grundlage unseres Wohlstandes ist. Eine Erweiterung des Arbeitsbegriffs auf alle Tätigkeiten würde das Äquivalenzprinzip dort einführen, wo es nicht darum geht, eine spezifische Problemlösung zu erzeugen, sondern das Gemeinwesen als Gemeinwesen zu erhalten. Bürgerschaftliches Engagement, dessen Antrieb darin besteht, dem Gemeinwesen als Bürger und nicht als Erwerbstätiger zu dienen, würde entwertet. Denn nach welchem Kriterium würde dieses Engagement entlohnt, was wäre es denn wert? Für den Bestand des Gemeinwesens ist es unerlässlich, genauso unerlässlich wie Familien es sind. Ein bedingungsloses Grundeinkommen hingegen ist *keine Entlohnung für ein Engagement*. Es rechtfertigt sich nur durch die Ermöglichung von Freiheit und zum Schutz der Integrität der Bürger. Buschs Vorschlag zerstörte die Grundlage unseres Gemeinwesens, indem es jegliches Engagement dem Äquivalenzprinzip unterwürfe. Auch andere haben schon darüber nachgedacht, das Grundeinkommen an eine Gegenleistung zu binden, wie z. B. Oskar Negt, der die Gewährung daran knüpfen will, daß der einzelne zur Wahl geht.<sup>13</sup> Wie lebendig die Maxime »Vertrauen ist gut, Kontrolle ist besser« noch immer ist, bezeugen solche Vorschläge. Zur Wahl gehen die Bürger dann, wenn sie sich mit dem Gemeinwesen identifizieren. Nicht selbstverständlich, sondern erklärungsbedürftig ist, wie sehr auch die Linke sich ein solidarisches Gemeinwesen nur nach dem Prinzip *do ut des* vorstellen kann. Solidarität erwächst in ihrem Verständnis offenbar dort, wo eine gewährte Leistung zu einer Gegenleistung verpflichtet. Längst wären wir untergegangen, folgte das wirkliche Leben dieser Maxime.

Nun können wir uns fragen, weshalb die fundamentale Bedeutung des Gemeinwesens als Gemeinschaft der Bürger derart unterschätzt wird? Nicht nur in den Sozial- und Wirtschaftswissenschaften stößt es auf Geringschätzung.<sup>14</sup> Auch in der öffentlichen und politischen Diskussion sowie bei einigen Grundeinkommensbefürwortern wird ihm nicht allzuviel Gewicht beigemessen.<sup>15</sup> Erst recht nicht in der sozialistischen Tradition, auf die Busch affirmativ hinweist. Noch die DDR verstand sich ja als Arbeiter- und Bauernstaat – eine Gemeinschaft der Werktätigen – und nicht der Staatsbürger – als Volkssouverän.<sup>16</sup> Werktätiger ist man aber immer nur bezogen auf eine spezifische Aufgabe. Anerkannt wird also nur, wer sich in den Dienst einer solchen Aufgabe stellt. Das Gemeinwesen ist also ein Gemeinwesen, das den einzelnen anerkennt, sofern er dieser Aufgabe dient, nicht aber um seiner selbst willen. Darin besteht ein Unterschied ums Ganze zu den Prinzipien, auf denen der moderne Nationalstaat ruht, denn vollgültiger Bürger ist man unabhängig vom Beitrag, den man leistet. Vor diesem Hintergrund liegt es nahe, den Zusammenbruch der kommunistischen Regime in Osteuropa und der DDR letztlich als Folge eines Vergemeinschaftungsdefizits zu erklären. Denn weshalb sollten Bürger einem Gemeinwesen loyal sein, das sie als solche nicht anerkannt hat?

### *Expertokratische Verhinderung von Freiheit I*

Einkommen und Arbeit zu entkoppeln sei »ökonomisch keineswegs zwingend« (1984), konstatiert Busch. In der Tat, wer nicht erklären

13 »Würde man nun das Grundeinkommen, das gewiss nicht üppig ausfallen dürfte, mit einem Honorar für Wahlbeteiligung verbinden – wäre das nicht eine Lösung des Apathie-Problems, das so viele Politiker beklagen?«, in: Frankfurter Rundschau, 30. Juli 2004.

14 Wundern muß einen, daß es unter sogenannten progressiven Denkern zum guten Ton gehört, selbstverständlich das Ende des Nationalstaats zu besingen, obwohl es noch gar kein politisches Gebilde gibt, das in voller Souveränität an seine Stelle treten könnte, nicht einmal die Europäische Union.

15 Vgl. meinen Beitrag in der Juni-Ausgabe.

16 Vgl. Verfassung der Deutschen Demokratischen Republik, Art. 1 und 2.

kann, was ein Gemeinwesen zusammenhält, für den ist die Ermöglichung von Freiheit und Initiative kein Argument für die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens. Wir könnten Niedriglohtätigkeiten ausweiten oder Arbeit umverteilen und ausdehnen, wie auch Busch es erwägt. Doch beide Strategien führten zu einer Entwertung individueller Leistungsbereitschaft, weil sie Arbeit nur formal betrachteten. Sie richteten sie nicht nach der notwendigen Leistung zur Erzeugung von Werten, sondern danach, daß jeder seinen Beitrag leisten soll. Experten schlagen schon heute vor, die Lohnkosten soweit zu senken, bis es attraktiver wäre, in menschliche Arbeitskraft statt in Maschinen zu investieren (z. B. Hans-Werner Sinn). Weshalb aber sollten wir auf Automatisierung verzichten zugunsten menschlicher Arbeitskraft? Weshalb Arbeit umverteilen? Nur wer in der Stärkung der Freiheit keinen Zweck erkennt und der Gemeinwohlbindung der Bürger mißtraut, kann für einen solchen Verzicht oder auch für die Umverteilung von Arbeit plädieren. Wo der Experte spricht, sind hier Werturteile im Spiel, die sich hinter Sachverstand verbergen.

Ein Argument für folgende Behauptung sucht man vergebens: »Eine sich im Unterschied zur gegenwärtigen Verteilung stärker an Leistung und Leistungsgerechtigkeit orientierende Verteilungsweise dagegen würde, verbunden mit einem bestimmtem Maß an ökonomischer und sozialer Differenzierung, mehrheitlich durchaus auf Akzeptanz stoßen« (988).<sup>17</sup> Erstaunlich, wie unhistorisch hier gedacht wird. Der status quo, wenn auch modifizierbar, wird zum Naturgesetz erhoben. Wer sagt, daß nicht das bedingungslose Grundeinkommen, gäbe es einmal eine wirklich öffentliche Debatte, auf eine solche Akzeptanz stieße? Da bislang die Medien sich dieser Idee nicht ernsthaft annehmen und es nur hier und da Veröffentlichungen in Tageszeitungen und Beiträge im Fernsehen gibt, läßt sich kaum etwas über eine breitere Akzeptanz der Idee aussagen.<sup>18</sup> Führt man sich vor Augen, welche Veränderungen ein bedingungsloses Grundeinkommen mit sich brächte, so kann es gar nicht erstaunen, auf welche Vorbehalte es gegenwärtig stößt: Als Leistung im Gemeinwesen gälte nicht mehr vor allem beruflicher Erfolg, sondern gleichwertig das Engagement in Familie und Gemeinwesen; die müßige Auseinandersetzung mit einer Sache um ihrer selbst willen wäre vom Stigma des Nutzlosen befreit. Alleine die genannten Aspekte bedeuten eine gewaltige Veränderung, weil nicht mehr vorab definiert wäre, wann jemand wo etwas leistete. Jeder müßte seinen Weg finden, entscheidend wäre dann nicht mehr vor allem, womit er sich befaßt, sondern ob er es aus einer wirklichen Leidenschaft heraus tut. Auch angesichts unserer Bürgervergessenheit ist das Befremden keineswegs überraschend. Wir mißtrauen gegenwärtig derart der Gemeinwohlbindung des einzelnen, daß die Vorbehalte gegen ein Grundeinkommen nur noch einmal die Vorbehalte gegenüber dem einzelnen wiederholen. Wer es für erstrebenswert hält, dem Bürger Verantwortung in die Hand zu legen und ihn zugleich abzusichern, ist unheimlich. Angesichts dieser Veränderungen wäre es vielmehr verwunderlich, wenn diese Vorbehalte nicht bestünden. Dort, wo derart weit reichende Überlegungen angestellt werden, wo also etwas entstehen könnte, das mit vertrauten Lebensüberzeugungen bricht – wo sonst, wenn nicht dort, stößt man zunächst auf skeptische Vorbe-

17 Auch an anderer Stelle hat Busch diese Behauptung ausgesprochen. Vgl. Falscher Traum vom Schlaffenland. Ist das bedingungslose Grundeinkommen wirklich ein linkes Konzept? Ein Ökonom sagt Nein, in: Neues Deutschland, 15. Oktober 2005.

18 Betrachtet man hingegen manche Weblogs und Diskussionsforen, auch meine Erfahrungen aus Vorträgen und Diskussionen, ergibt sich ein anderes Bild. Vgl. z. B. den Weblog auf [www.unternimm-die-zukunft.de](http://www.unternimm-die-zukunft.de).

halte und Ablehnung? War dies in der Weltgeschichte jemals anders? Denken wir nur an die Revolutionen, die großen Veränderungen vorausgegangen sind. Bei allen Voraussetzungen, an die sie anknüpfen konnten, waren die Umwälzungen doch erheblich. Wer die gegenwärtige abfragbare Akzeptanz zum Maßstab einer politischen Vision macht, ohne daß es eine ernsthafte Debatte gegeben hat, der wird sich nur für solche Veränderungen erwärmen, deren Zustimmung schon im Vorhinein gewiß ist. Eine solche Haltung bedeutet Stillstand, an dem Busch mitwirkt und der die gesamte öffentliche Diskussion prägt. Er ist einer Verführung erlegen, der schon mancher Experte erlegen ist: aus der Theorie die Unmöglichkeit einer Veränderung der Gegenwart abzuleiten.<sup>19</sup>

### *Expertokratische Verhinderung von Freiheit II*

Busch behauptet mit Verweis auf meinen Beitrag, ich lehnte »jede Expertise zur Bestimmung der Höhe des Grundeinkommens« (985) ab. In der von ihm tendenziös zitierten Passage heißt es hingegen: »Vor allem aber ist die gewünschte Höhe des Grundeinkommens nicht durch Expertise zu bestimmen. Experten können allenfalls einschätzen, ob eine gewünschte Höhe realisierbar wäre, nicht aber, ob sie gewollt wird.« Ich unterscheide also zwischen dem politischen Streit über eine gewünschte Höhe und der Frage danach, welche Höhe finanzierbar wäre. Das Berechnungsmodell, auf das sich Busch auch bezieht, wurde im Namen der Initiative »Freiheit statt Vollbeschäftigung« von einer Mitstreiterin, Ute Fischer, gemeinsam mit Helmut Pelzer erstellt. Auch daran hätte er ablesen können, daß wir Berechnungsmodelle keineswegs ablehnen, uns aber sehr wohl ihrer begrenzten Aussagekraft bewußt sind. Selbstverständlich wird in der politischen Auseinandersetzung die Höhe sich an der Finanzierbarkeit orientieren, doch ist der Rahmen der Finanzierungsmöglichkeit breit. Innerhalb seiner ist die Höhe vom politischen Willen abhängig – also wesentlich davon, wieviel von den erzeugten Werten zu Zwecken der Umverteilung abgeschöpft werden soll. Eine Debatte, die wir übrigens heute schon immer dann führen müssen, wenn es um die Erhöhung von Beitragsleistungen in die Sicherungssysteme geht oder – wie gegenwärtig – über Steuererhöhungen gestritten wird.

Vergeblich sucht man nach einer plausiblen Darlegung, weshalb ein solches Grundeinkommen nicht finanzierbar sein sollte, und stößt immer wieder auf die Behauptung, es unterminiere das Leistungsprinzip. So zitiert Busch auch Pelzer/Fischer, wie es ihm zupaß kommt, wenn er schreibt: »Das bedingungslose Grundeinkommen ist als *Alternative* gedacht, sowohl zu den bestehenden sozialen Sicherungssystemen als auch gegenüber dem Leistungsprinzip und allen vorrangig leistungsbezogenen Einkommen (aus Erwerbsarbeit bzw. deren Ersatztransfers)« (983). Pelzer/Fischer verweisen hingegen ausdrücklich auf die leistungsfördernde Wirkung, die von einem bedingungslosen Grundeinkommen zu erwarten sei.<sup>20</sup> Wer davon ausgeht, Leistung werde nur mit der Peitsche der Lebensnot im Rücken erbracht, kann nicht anders, als mit dem bedingungslosen Grundeinkommen den Untergang des Leistungsgedankens zu verbinden.

Auch der folgende Einwand gegen Pelzer/Fischer bleibt vage, verpricht etwas, das er nicht hält: »Da neben der ›Basissteuer‹ aber auch

19 Vgl. S. 986 f.: »Ihr Erfolg aber hängt entscheidend von der allgemeinen Akzeptanz ab, die diese Idee in breiten Kreisen der Bevölkerung zu erreichen vermag. Und die dürfte gegenwärtig, in Anbetracht der Tatsache, daß die meisten Menschen ihren Lebensunterhalt derzeit direkt (Lohn, Gehalt) oder indirekt (Rente, Arbeitslosengeld I) durch Erwerbsarbeit verdienen, eher gering bemessen sein.«

20 Vgl. Helmut Pelzer, Ute Fischer: »Bedingungsloses Grundeinkommen für alle« – Ein Vorschlag zur Gestaltung und Finanzierung der Zukunft unserer sozialen Sicherung, Ulm/Dortmund 2004, S. 13 ([www.uni-ulm.de](http://www.uni-ulm.de)).

noch andere Steuern und Beiträge zu entrichten wären, käme es zu einer enormen Umverteilung, wodurch sich die tatsächlichen Belastungen und Vorteile letztlich anders darstellen würden als in dem Modell« (989). Wie denn? Busch begnügt sich mit einer Behauptung, die angesichts der Sache, um die es geht, doch von erheblicher Tragweite ist. Und er geht noch weiter: »Auch hätte eine derartige Redistribution beträchtliche Auswirkungen auf die Nachfrage, das Konsumverhalten, das Sparen, das Arbeitsangebot usw. All dies wird im vorliegenden Modell jedoch nicht analysiert, ja nicht einmal erwähnt« (ebenda). Pelzer/Fischer hingegen schreiben folgendes: »Zwar lassen sich die Folgen der Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens für alle Bürger nicht sicher berechnen, sondern in ihren zu vermutenden längerfristigen Wirkungen auf Preis- und Einkommensgefüge, auf die Wertschöpfung insgesamt nur errahnen, doch meinen wir gezeigt zu haben, daß sich ein wohlhabendes Land wie Deutschland bereits heute die Einführung dieser Art der Grundsicherung leisten kann.<sup>21</sup> Gezeigt haben die Autoren es in ihren Ausführungen, die auch Busch hätte lesen können. Ausdrücklich wird in der Zusammenfassung der Ergebnisse auf *mögliche* Auswirkungen hingewiesen, denn es ist nur ein Berechnungsmodell und nicht die Wirklichkeit selbst, was die Autoren zu bedenken geben. Berechnungen in die Zukunft sind eben nur Szenarien, mehr nicht.

21 Ebenda, S. 12.

### *Schluß*

Auch wenn Ulrich Busch auf manchen Schwachpunkt in der Diskussion um die Idee eines bedingungslosen Grundeinkommens hinweist, hat er weitreichende Argumente nicht aufgegriffen, wie ich sie in meinem Beitrag vorgebracht habe. Ich vermag nicht zu beurteilen, wie selektiv er mit anderen Beiträgen aus der Debatte umgegangen ist. Messe ich seine Sorgfalt daran, wie er mit meinem und dem von Pelzer/Fischer verfahren ist, wundere ich mich über die Nachlässigkeit angesichts der großen Geste, mit der er das bedingungslose Grundeinkommen zu einer sozialromantischen Schlaraffenlandphantasie degradiert. Auch ihm scheint wenig zu behagen, daß es sich nicht in die Lager »Kapitalismus« oder »Sozialismus« einordnen läßt (991). Doch statt über diese Einordnung nachzudenken und sich zu fragen, ob sie der Wirklichkeit jemals angemessen war, gibt er die Idee des bedingungslosen Grundeinkommens auf. Ihre Stärke besteht aber gerade darin, Momente miteinander in Verbindung zu setzen, die im ideenpolitischen Lagerkampf entgegengesetzt werden: Freiheit und Solidarität in einem demokratischen Gemeinwesen, davon abgeleitet ein starker Leistungsbegriff. Manche Kritiker sind ob dieser Verbindung schon ins Straucheln geraten, weil sie den Bürger und die politische Gemeinschaft nicht denken können. Bei Busch schnurrt alles in die Polarität von Produktion und Konsumtion zusammen, das ist bezeichnend genug.

Solange es keine sachlich harte und argumentativ klare öffentliche und politische Auseinandersetzung gibt, werden wir kaum einen Ausweg aus unserer Misere finden. Welchen Anteil an ihrem Fehlen die Linke hat, läßt sich an Ulrich Buschs Beitrag ermessen, der von demselben Mißtrauen gegen die Bürger zeugt wie Hartz IV.

# GERHARD WAGNER

## Zwischen Mondschein und Gaslicht

### Heine in der ästhetischen Kultur des Industriezeitalters

Heinrich Heine war nicht nur zeitgenössischer Wegbegleiter, auch nicht nur Antipode der deutschen klassisch-romantischen »Kunstperiode« (IV, 238, 343)<sup>1</sup> in Literatur und Theorie. Er war ihr kritischer Erbe. Denn wenn deren geistige Produktivität bewahrt werden sollte, mußten gerade ihr ideologisches Koordinatensystem aufgebrochen, die trügerische Idealisierung vergangener Kunst überwunden und eine neue radikal-demokratische Programmatik in Praxis und Theorie entwickelt werden. Und zwar durch Aktivierung dialektischer Möglichkeiten, welche die neue, die »moderne kritische Wissenschaftsperiode« (V, 56) bot, wie er sie in *Die Romantische Schule* von 1833/35 bezeichnet.

Das ist eine Umwendung, deren Hauptgegenstand eben nicht der ästhetische Schein, sondern die geschichtliche Epoche selbst ist. Und aus dem bewußten Verhältnis zu den sich in ihr vollziehenden Prozessen, Kämpfen und aus ihnen hervorstoßenden Perspektiven erwächst bei Heine die Neubestimmung des Verhältnisses von Literatur und Wirklichkeit, des Werkmodells in seiner Beziehung zum Gegenstand – in den gesellschaftlichen Kommunikationsbedingungen wie in dem besonderen Bezug zwischen Poet und Welt. Das schließt ein den Wandel der Schönheitsvorstellungen in Gehalt und Form, der Dialektik von Schönheit und Häßlichkeit. Literatur sollte nicht ästhetisch und politisch resignieren, sondern den Kampf aufnehmen, dadurch auch das emanzipatorische Anliegen von Aufklärung und Klassik bewahren: nämlich Kunst zu produzieren, die dem Epochengehalt gemäß ist, diesen vermittelt und mitgestaltet – den ungünstigen Verhältnissen zum Trotz. Heine unternimmt das unter den neuen Bedingungen zwischen den europäischen Revolutionen von 1789 und 1848, in einem geschichtlichen Horizont, in dem die vergehende feudale Welt und der sich entfaltende moderne Kapitalismus aufeinandertreffen, aber bereits sozialistische Elemente aufdämmern.

#### *Dampfwagen und Mondnacht*

In seinen *Englischen Fragmenten* von 1828 gibt Heine eine atmosphärische Zusammenfassung der Widersprüche, deren komplexes Wirken er erlebte, nachdem aus dem »gewöhnlichen Staatsschiff« des Inselreichs ein wendiges »Dampfbboot« mit »ungeheurem Maschinenwerk« (III, 447) geworden war. Er schreibt: »Überreichtum und Misere, Orthodoxie und Unglauben, Freiheit und Knechtschaft, Grausamkeit und Milde, Ehrlichkeit und Gaunerei, diese Gegensätze

Gerhard Wagner – Jg. 1948, Dipl.-Kulturwissenschaftler, Dr. phil. habil., Wissenschaftspublizist und -lektor in Berlin. Veröffentlichte zuletzt: Walter Benjamin – Moderne und Faschismus, Berlin 2004 (»Helle Panke« e. V.; Pankower Vorträge, H. 61); zuletzt in UTOPIE kreativ: Von der »Lustigen Witwe« zum »Dritten Mann«. Geschichtliche Dimensionen eines Nachkriegs-Filmklassikers, Heft 175 (Mai 2005).

1 Die Zitatnachweise mit römischer Band- und arabischer Seitenzahl beziehen sich auf die folgende Ausgabe: H. Heine: Werke und Briefe. Hrsg. von Hans Kaufmann, 3. Aufl., Berlin/Weimar 1980.

in ihren tollsten Extremen, darüber der graue Nebelhimmel, von allen Seiten summende Maschinen, Zahlen, Gaslichter, Schornsteine, Zeitungen, Porterkrüge, geschlossene Mäuler, alles dieses hängt so zusammen, daß wir uns keins ohne das andere denken können, und was vereinzelt unser Erstaunen oder Lachen erregen würde, erscheint uns als ganz gewöhnlich und ernsthaft in seiner Vereinigung.« (Ebenda, 431 f.)

In dieser Welt verändert die industrielle Revolution, der Heine sich nicht nur in den *Englischen Fragmenten* stellt, Gegenstände, Produktions-, Verbreitungs- und Rezeptionsbedingungen, Traditionsbezüge und Funktionen der Künste, die Tendenzen der Alltagskultur. Darum notiert er später in einem Nachlaßfragment: »Die höchste Blüte des deutschen Geistes: Philosophie und Lied – Die Zeit ist vorbei, es gehörte dazu die idyllische Ruhe, Deutschland ist fortgerissen in die Bewegung – der Gedanke ist nicht mehr uneigennützig, in seine abstrakte Welt stürzt die rohe Tatsache – Der Dampfwagen der Eisenbahn gibt uns eine zittrige Gemüterschütterung, wobei kein Lied aufgehen kann, der Kohlendampf verscheucht die Sangesvögel, und der Gasbeleuchtungsgestank verdirbt die duftige Mondnacht.« (VII, 408; vgl. auch 424) Aber, so ist nachzufragen: Welche Schönheit muß ersticken? Welche Lieder müssen verstummen?

Heine belegt an der zitierten und an anderen Stellen zunächst, daß der Verlust der Landschafts- und Reiseromantik nicht erst im 20. Jahrhundert beklagt wurde, sondern bereits unmittelbar nach der Ablösung der Postkutsche durch die Eisenbahn. Erst dann – und nicht vorher – wird die Idylle des Posthorns und Fuhrmanns vor dem Hintergrund der eingetretenen Veränderungen besungen, der offenbar nun die – wie auch immer berechnete – Wertschätzung der vergangenen Epoche ermöglicht. Und Heine belegt die Tragweite seiner im Bericht zur Gemäldeausstellung in Paris 1831 getroffenen Feststellung, daß die Künste zwar der geschichtlichen Bewegung folgten, »doch nicht mit gleichem Schritte« (IV, 346) – eine zu seinen Zeiten heftig diskutierte Problematik.<sup>2</sup>

Aber er bietet nicht einfach Proben vorindustrieller Idyllik bzw. idyllisierender Technikdarstellung wie noch Adelbert von Chamisso in seinem Gedicht *Das Dampfroß*, 1830 entstanden. Er ist auch kein Vorbote jenes negativ verkehrten, romantisch verbrämten und in die Gegenwart der modernen Industrie- und Massengesellschaft verlängerten, geradezu neomythologischen Technikfetischismus, der nun in der Maschine überhaupt nur noch eine immer größere Gefährdung für Natur und Mensch, die überlieferten humanistischen Ideale und die Offenbarungen des Geistes sieht. Heine verweist vielmehr an dieser und anderen Stellen auf einen komplexen historischen Zusammenhang. Denn die Eisenbahn gehörte zu den augenfälligsten Faktoren und Erscheinungsformen jener Wandlungen, die im 19. Jahrhundert mit der von England ausgehenden industriellen Revolution, mit der Entstehung neuer Weltwirtschaftsräume und Kapitalbewegungen einsetzten: der Wandlungen des Verhältnisses der massenhaften Individuen zur natürlichen Umwelt, ihrer sozialen Mobilität, ihrer Raum- und Zeit- erfahrung, ihrer Lebensgefühle und Wahrnehmungsweisen.

Die Zahl der Dampfmotoren stieg in Frankreich von etwa 600 im Jahre 1830 auf rund 5000 im Revolutionsjahr 1848. 1834 wurde die

2 Siehe dazu Johannes Mahr: Eisenbahnen in der deutschen Dichtung. Der Wandel eines literarischen Motivs im 19. und im beginnenden 20. Jahrhundert, München 1982; Alfred Ch. Heinemann: Technische Innovation und literarische Aneignung. Die Eisenbahn in der deutschen und englischen Literatur des 19. Jahrhunderts, Bern 1992.



Strecke Paris – Saint Germain eröffnet, 1837 waren die Schienen von Paris nach Versailles verlegt. Anlässlich der Eröffnung der Eisenbahnlinien von Paris nach Orléans und nach Rouen im Jahre 1843 schreibt Heine daher in den *Lutetia*-Berichten über die Bahn, sie sogleich wie andere »große Bewegungsmächte« der Geschichte, darunter den Buchdruck, den Kompaß und das Schießpulver, in den Zusammenhang einer welthistorischen Wendezeit stellend: »Die Eisenbahnen sind wieder ein solches providentielles Ereignis, das der Menschheit einen neuen Umschwung gibt, das die Farbe und Gestalt des Lebens verändert; es beginnt ein neuer Abschnitt in der Weltgeschichte [...]« (VI, 478). Und es heißt weiter: »Welche Veränderungen müssen jetzt eintreten in unsrer Anschauungsweise und in unsern Vorstellungen! Sogar die Elementarbegriffe von Zeit und Raum sind schwankend geworden. Durch die Eisenbahnen wird der Raum getötet, und es bleibt uns nur noch die Zeit übrig.« (Ebenda, 478 f.)

Früher als Industriearbeit und Großstadtleben, die Heine seit den *Englischen Fragmenten* thematisiert, schlug sich die Eisenbahn vor allem als Handlungsträger und Metaphernbildner in der europäischen Literatur nieder.<sup>3</sup> Ein langfristig wirkender Prozeß der Entdeckung ästhetischer Möglichkeiten des zunehmend technisierten Alltags, der »Mechanisierung des Schönen«.<sup>4</sup> Zu diesen zählen der flüchtige Blick und das transitorische Erlebnis, die Duplizität von physischer Bewegung und emotionalem Bewegtsein. Ihre Folgen für die Optik des Gegenständlichen und die Bewegungsdarstellung in der Literatur werden im Laufe des 19. Jahrhunderts an neuartigen sensorischen Elementen, so der mimetischen Lautmalerei, und an vielfältigen Allegorisierungen mit archaisierender Tendenz deutlich. Zur weiteren gestalterischen Skala gehört die Stilisierung des Zuges zum Medium von menschlicher Begegnung oder Entfremdung, des Schienenweges zur Fortschritts- oder Todesspur.

Blicke allein schon auf Werke englischer und deutscher Zeitgenossen Heines machen die signifikante Rolle des Eisenbahnmotivs in der Literatur bewußt: William Wordsworth übte in seinem Gedicht *On the Projected Kendal and Windermere Railway* (1844) neben ethischer auch soziale Kritik; Charles Dickens' Roman *Dombey and Son* von 1847/48 erfaßte die Bahn als Zeichen sozialen Wandels und als Sinnbild lebensphilosophischer Problemstellungen. Wie facettenreich die kulturgeschichtliche Umwälzung durch das Eisenbahnwesen als technische und kulturelle Instanz im Kontext der industriellen Revolution, die Veränderungen des modernen Bewußtseins interpretiert wurden, belegen aber auch essayistische Texte, zum Beispiel *The Seven Lamps of Architecture* (1849) von John Ruskin, dem Sozialreformer und Kunsttheoretiker, dem Gegner der kapitalistischen Industrialisierung. Von ihm wurden einerseits die Entmündigung des Reisenden durch die neue Fortbewegungsart, andererseits die Entfremdung vom durchfahrenen Raum attackiert.

In der deutschen Literatur mit Eisenbahnmotiven sind den englischen verwandte Deutungsschwerpunkte zu ermitteln: neben der inhaltlichen Verknüpfung der Bahn mit einem starken Idylle-Bedürfnis und der Empfindung des Naturverlusts die Einbeziehung sozialer Fragestellungen und politischer Zukunftshoffnungen. So verband Adolf Glaßbrenner in seinem Stück *Herr Buffey auf der Berlin-Leip-*

3 Siehe dazu Winfried Schröder: Die Entfaltung des industriellen Kapitalismus und der Epochenwechsel im ästhetischen Denken. Zu den Notizen von Karl Marx über »griechische Kunst und Epos«, in: Marx-Engels-Jahrbuch (Berlin), Bd. 9 (1986), S. 163-221.

4 Hans Joachim Neyer: Un autre monde – Eine andere Welt. Grandville und die Mechanisierung des Schönen, in: Jean Ignace Isidore Grandville. Karikatur und Zeichnung. Ein Visionär der französischen Romantik, Ostfildern 2000 (Ausst.-Kat. Staatliche Kunsthalle Karlsruhe/Wilhelm-Busch-Museum Hannover), S. 55-60.

ziger Eisenbahn von 1844 als Satiriker Schwank-Elemente mit einer politischen Botschaft, mit der Idee des Zusammenhangs von Freiheit und industrieller Technik. Und diese ist ein wichtiges Motiv auch des Heineschen Werkes.

### *Neue Lieder*

Nochmals die Fragen an Heines zitierte Nachlaßnotiz zum Industriezeitalter: Welche Schönheit muß ersticken? Welche Lieder müssen verstummen?

Denn Heine kennt doch schon neue Lieder; er hörte sie bei den französischen Handwerkern und Arbeitern republikanischer und egalitaristischer Gesinnung, dem, wie es in den *Lutetia*-Berichten heißt, »kräftigsten Teil der untern Klasse« (VI, 268), der sich in seinen Äußerungsformen aber keineswegs mit Lektüre und Diskussion der revolutionär-utopischen Schriften von Babeuf, Buonarrotti, Cabet, Marat und Robespierre begnügte. Er hörte sie »Lieder [...] singen, die in der Hölle gedichtet zu sein schienen und deren Refrains von der wildesten Aufregung zeugten. Nein, von den dämonischen Tönen, die in jenen Liedern walten, kann man sich in unserer zarten Sphäre gar keinen Begriff machen; man muß dergleichen mit eigenen Ohren angehört haben, z.[um] B.[eispi]el in jenen ungeheuren Werkstätten, wo Metalle verarbeitet werden und die halbnackten, trotzig Gestalten während des Singens mit dem großen eisernen Hammer den Takt schlagen auf dem dröhnenden Amboß. Solches Akkompagnement ist von größtem Effekt sowie auch die Beleuchtung, wenn die zornigen Funken aus der Esse hervorsprühen. Nichts als Leidenschaft und Flamme! [-] Eine Frucht dieser Saat, droht aus Frankreichs Boden früh oder spät die Republik hervorzubrechen.« (Ebenda) So berichtete Heine 1840 über Pariser »Volksleben, Kunst und Politik« – und wenige Jahre später schrieb er *Die schlesischen Weber*. Jenes kämpferische Zeitgedicht, aus dem ein so anderer Geist spricht als aus Carl Wilhelm Hübners sentimental-anekdotischer, melancholisch-resignativer und glatt-gefälliger Gemäldeinszenierung mit dem gleichen Titel von 1844.

Industriearbeit erscheint bei Heine als selbstverständlicher literarischer Gegenstand, gehört für ihn zum »Stoff der modernen Literatur« (V, 215). Er hat zwar einen mit traditionellen Schönheitsidealen durchsetzten, sozialromantischen ästhetischen Blick, der unter anderem an Adolph von Menzels Darstellung von Industriearbeitern im *Heckmannschen Gedenkblatt* von 1869 und seine berühmten *Eisenwalzwerk*-Gemälde von 1875 und 1900 erinnert.<sup>5</sup> Doch hört er diese Lieder als Erscheinungsformen der neuen Lage, der neuen Lebensverhältnisse und der von ihren Subjekten entfalteten sozialen, bereits über die politische Alternative von Monarchie oder Republik hinausweisenden Bewegung, bezieht er sie auf den gesellschaftlichen Gesamtzustand. Und er sucht im Vorhandenen schon die Signatur der Zukunft. Denn erst die sozial-sensualistische, aus dem ästhetischen Exil befreite Diesseitigkeit beweist ja die Tragfähigkeit der gesellschaftlichen Entwurfsphantasie, der Vision.

Im Gesang äußerten die Arbeiter ihr soziales Sein und ihr politisches Wollen. Heine entwickelt – und das gehört zu den größten Reizen, die von seiner publizistischen Prosa ausgehen – die Methode, in

5 Vgl. Sabine Beneke, Hans Ottomeyer: Die zweite Schöpfung. Bilder der industriellen Welt vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart, Berlin 2002 (Ausst.-Kat. Deutsches Historisches Museum Berlin), S. 216-225.

der traditionsbewußten und kollektiv verbindlichen ästhetischen Betätigung den Spiegel sozialer Prozesse, in diesem den Kontext der Gesamtbewegung zu sehen. Und er sucht das – ästhetisch formiert und also kommunikationsstiftend – als Erfahrung für den Leser darzustellen, der nun seinen eigenen Erfahrungshorizont mit dieser vermitteln, das Wesentliche geschichtlich-sozialer Zustände selbst erfassen kann.

### *Tanzende Verhältnisse*

In den *Lutetia*-Berichten findet sich auf wenigen Seiten auch eine Darstellung der Pariser Tanz-Szenerie des Jahres 1842: »Wir tanzen hier auf einem Vulkan« – aber wir tanzen [...].« (Ebenda, 415)

Vorangegangen ist die kritische soziale und politische Analyse der gegenwärtigen Gesellschaft. Jetzt erscheint im Medium ihrer Tanzpraxis diese Gesellschaft als geschichtliches Durchgangsstadium. Zunächst werden die erfolgreiche Kunst des Balletts benannt, die erstarrte Académie Royale de Musique ironisch attackiert, eine erfolgreiche Tänzerin bewundert: »[...] man schwebt mit ihr empor in die hängenden Zaubergärten jenes Geisterreichs, worin sie als Königin waltet. Ja, sie hat ganz den Charakter jener Elementargeister, die wir uns immer tanzend denken und von deren gewaltigen Tanzweisen das Volk so viel Wunderliches fabelt.« (Ebenda, 415 f.)

Dann wirft Heine historische Blicke auf den Tanz als heidnische Kunst, die der Kirche fremd blieb, von ihr nicht aufgenommen wurde, die im französischen Ballett zu christianisieren, dann höfisch zu integrieren versucht worden sei. Tanz oben und unten, Schein und Sein, Rausch und phantasmagorische Angst sind hier als Jahrhundertmotive angeschlagen. Sie behaupteten sich bekanntlich im Pariser Operettenwerk Jacques Offenbachs fort, in seinen Opernparodien und musikalisch-politischen Satiren, in seinen Rollentausch-Motiven.<sup>6</sup>

Die Gesellschaftsbälle werden von Heine kurz als Unternehmungen abgetan, die der Mentalität der reichen Bourgeois entsprechen: »Was die Bälle der vornehmen Welt noch langweiliger macht, als sie von Gott und Rechts wegen sein dürften, ist die dort herrschende Mode, daß man nur zum Scheine tanzt [...]. Keiner will mehr den andern amüsieren, und dieser Egoismus bekundet sich auch im Tanze der heutigen Gesellschaft.« (Ebenda, 418) Dagegen stellt Heine fest: »Die untern Klassen, wie gerne sie auch die vornehme Welt nachäffen, haben sich dennoch nicht zu solchem selbstsüchtigen Scheintanz verstehen können; ihr Tanzen hat noch Realität, aber leider eine sehr bedauernswürdige.« (Ebenda)

Dann schildert er den Cancan und seine Variationen, wiederum in bezug auf die Gesellschaft, eingeschlossen die allgegenwärtige Polizeikontrolle und ihre Schikanen. Sein Kommentar: »Diese Bewachung der Volkslust charakterisiert übrigens den hiesigen Zustand der Dinge und zeigt, wie weit es die Franzosen in der Freiheit gebracht haben.« (Ebenda, 419 f.) Heine macht deutlich, daß die Polizei der Julimonarchie hier nicht ohne Grund beobachtet und einschreitet: Dieser entfesselte Tanz sei eine spöttische Gegenwelt gegen die offizielle Gesellschaft, sei »eine getanzte Persiflage, die nicht bloß die geschlechtlichen Beziehungen verspottet, sondern auch die bürgerli-

6 Siehe dazu Georg Knepler: Karl Kraus liest Offenbach. Erinnerungen, Kommentare, Dokumentationen, Berlin 1984, dass. Wien 1984; darin S. 18-84: Offenbach in seiner Zeit.

chen, sondern auch alles, was gut und schön ist, sondern auch jede Art von Begeisterung, die Vaterlandsliebe, die Treue, den Glauben, die Familiengefühle, den Heroismus, die Gottheit« (Ebenda, 420).

Heines ironisches Entsetzen und seine vorhergehende Begründung, warum das Volk den offiziell propagierten Wertvorstellungen nicht mehr folgen will, wenn diese von den Herrschenden selbst erschüttert werden, gehören bei aller Gegensätzlichkeit zusammen. Seine Beschreibung steigert sich dann zur Darstellung des Tanzens als schwarze Messe unter dem »frechen Feuer der Gasbeleuchtung«, als »Mummenschanz« mit »dämonischer Lust« (Ebenda). Plötzlich wird im Tanz die unterschwellige Negation der offiziellen Gesellschaft, der verborgene »Vulkan« anschaulich. Der gegebene Zustand bürgerlicher Ordnung, steriler Formen sich bedienend, erscheint bedroht, ja schon widerlegt durch das teuflische Toben, in dem lange unterdrückte heidnische Sinnlichkeit und soziales Aufbegehren zusammenkommen.

Stand am Anfang das romantische Traumbild der Tanzkunst – schöne Blume inmitten der Prosalandschaft des alltäglichen Lebens –, so korrespondiert mit ihm nun das »satanische Spektakel« (Ebenda, 421), an dem soziale, weltanschauliche und ästhetische Zusammenhänge aufblitzen. Nicht ›schön‹ ist, was da von unten empordrängt, während zugleich das Träumerische, das Unreale getanzter Schönheit und die egoistische Hohlheit bourgeoiser Tanzkonventionen ein unheimliches Bild vom Sein der Gesellschaft vermitteln, deren geheime und offene Zwänge nur mühsam, beinahe schon vergeblich das Unterdrückte absorbieren und kanalisieren. Heine macht am Tanzen deutlich, daß da eine Revolution heranreift.

Hier sind das Ästhetische, seine Praxis und seine Theorie ganz für das Soziale geöffnet. Was und wie getanzt wird, hängt damit zusammen, daß »in jenem Erdgeschoß der offiziellen Gesellschaft, in jenen Katakomben [...] unter Tod und Verwesung das neue Leben keimt und knospet. Kommunismus ist der geheime Name des furchtbaren Antagonisten, der die Proletarierherrschaft mit allen ihren Konsequenzen dem heutigen Bourgeoisregimente entgegensetzt. [...] Wir dürfen daher diesen Akteur nie aus den Augen verlieren, und wir wollen zuweilen von den geheimen Proben berichten, worin er sich zu seinem Debüt vorbereitet. Solche Hindeutungen sind vielleicht wichtiger als alle Mitteilungen über Wahlumtriebe, Parteihader und Kabinettsintrigen.« (Ebenda, 432)

Die Einsicht, daß »die Furcht [...] hier die Stütze aller Dinge« (Ebenda, 441) in der etablierten bürgerlichen Gesellschaft sei, läßt am Tanz die Signatur der sozialen Rebellion aufleuchten. Heine identifiziert in diesen und anderen Ansätzen zu einer soziologisch fundierten Ästhetik nicht einfach nur Tanz und Politik, auch nicht nur die sozialen Kräfte, die in ihnen sich gegensätzlich betätigen. Er umreißt vielmehr einen historischen Zusammenhang, der in diesem ästhetischen Tun sozial, politisch und weltanschaulich transparent wird.

### *Poesie und Daguerreotypie*

Auch Heines Selbstdarstellung ist deshalb Darstellung der Epoche. Es heißt in der Schrift *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* von 1834: »Die Poesie ist nicht mehr objektiv,

episch, naiv, sondern subjektiv, lyrisch, reflektierend.« (V, 215) Die Werke als »träumendes Spiegelbild ihrer Zeit« (IV, 343), die Künste als »Spiegel des Lebens« (V, 23) können diese ihre »spiegelnde« Funktion aber nur über die Subjektivität des Autors vermitteln. Daher spricht Heine in der *Denkschrift* über Ludwig Börne davon, daß »dieses beständige Konstatieren meiner Persönlichkeit das geeignetste Mittel« sei, »ein Selbsturteil des Lesers zu fördern« (VI, 213).

Zu den Besonderheiten der Heineschen Praxis und Selbstreflexion gehört deshalb, daß er – ohne die Tiefe, die Intensität dieser Subjektivität, die Unbedingtheit ihres Fühlens und Erfahrens zu mindern – sie dennoch historisiert, sie selbst als sozialgeschichtlich bedingt versteht und dadurch ebenso objektiviert wie relativiert. Und zwar ohne Berufung auf eine vermeintlich ewige dichterische »Natur«, einen zeitenthobenen »Geist« oder etwas »Göttliches«, das da im Dichter vermeintlich zum Wort wird, auch nicht auf eine latente, quasi naturegegebene literarische Negativität gegenüber der Wirklichkeit und andere metaphysische Hilfskonstruktionen. Wenn Heine sie verwendet, dann nur ironisch, etwa in *Atta Troll – ein Sommer-nachtstraum* von 1842. Er beruft sich vielmehr auf Phänomene der Industrialisierung, der Raumerschließung, der revolutionären Politisierung – ebenso aber bereits auf Techniken der Informationsverarbeitung, der Mediatisierung des Alltags- und Kulturlebens.

So ist es für Heines Positionsbestimmung und Selbstreflexion aufschlußreich, daß er an einigen Stellen seines Prosawerkes auf einen der Pioniere der Fotografie, den Franzosen Louis Jacques Mandé Daguerre (1787-1851), verweist, damit auf eine Erscheinungsform der durch die industrielle Revolution, die Feinmechanik, Optik und Chemie dynamisierten und effektivierten Informationsverarbeitung. So schreibt er im Vorwort zur zweiten Auflage der Novellensammlung von Alexander Weill *Sittengemälde aus dem elsässischen Volksleben* (1847) über den Autor: »Er ergreift das Leben in jeder momentanen Äußerung, er ertappt es auf der Tat, und er selbst ist sozusagen ein passioniertes Daguerreotyp, das die Erscheinungswelt mehr oder minder glücklich und manchmal, nach den Launen des Zufalls, poetisch abspiegelt.« (VII, 313 f.)

Ausgehend von den Vorarbeiten von Nicéphore Niépce, gelang Daguerre im Jahre 1837 mit Hilfe von jodierten Silberplatten die erste vollständige sogenannte »Daguerreotypie«. Niépce war, wie auch nach ihm der Engländer William Henry Fox Talbot (1800-1877), vor allem an der Vielfältigungsmöglichkeit von Bildern und Schriften interessiert, wogegen Daguerre noch ganz traditionell seine Fotografien als inszenierte Einzelkunstwerke von der Qualität Raffaels und Lorrains ansah. Erst Talbot schuf mit seinen sogenannten »Kalotypien« – wörtlich: »schönen Drucken« –, den späteren »Talbotypien«, auf der Basis von Negativen eine Grundlage für den Beginn der Fotografie als Massenkommunikationsmittel einer neuen Welt.<sup>7</sup>

Deutlich verweist Heine auf neue Probleme, denen sich die von ihm unter anderem anlässlich der Pariser Gemäldeausstellung von 1831 ersehnte »neue Kunst« mit ihrer »neuen Technik« (IV, 344) stellen sollte, im Zueignungsbrief an den Fürsten Pückler-Muskau, den die *Lutetia*-Ausgabe von 1854 enthält. Denn die Fotografie forcierte die Beziehungen zwischen Ästhetischem und Authentischem,

7 Siehe dazu Peter Herzog: Der Einzelne und die Masse. Erfinder und Nutznießer der Photographie, in: Andreas Volk (Hrsg.): Vom Bild zum Text. Die Photographiebetrachtung als Quelle sozialwissenschaftlicher Erkenntnis, Zürich 1996, S. 45-65.

Bildhaftem und Dokumentarischem, von Kunstwert und Massencharakter, trieb damit nicht nur die Malerei, sondern auch die Literatur und das literarische Selbstverständnis in neue Widerspruchskonstellationen. Es heißt: »[...] meine Berichte sind ein daguerreotypisches Geschichtsbuch, worin jeder Tag sich selber abkonterfeite, und durch die Zusammenstellung solcher Bilder hat der ordnende Geist des Künstlers ein Werk geliefert, worin das Dargestellte seine Treue authentisch, durch sich selbst dokumentiert. Mein Buch ist daher zugleich ein Produkt der Natur und der Kunst [...]« (VI, 255)

Auch das ist ein Aspekt von Heines Historisierung und Politisierung der Künste, damit seiner ästhetischen Modernität. Er sieht in seinen verstreuten Bemerkungen den Doppelcharakter der Fotografie als dokumentarische und künstlerische Form, als Abbild und Bild, wendet sich gegen das zählebige, unter anderem von Karl Friedrich von Rumohr vertretene ästhetische Dogma von der Kunst als Nachahmung der Natur (vgl. IV, 316). Noch in den nachgelassenen Aphorismen und Fragmenten notiert Heine: »Daguerreotype – Zeugnis gegen die irrige Ansicht, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur – die Natur hat selbst den Beweis geliefert, wie wenig sie von Kunst versteht, wie kläglich, wenn sie sich mit Kunst abgibt –« (VII, 428; vgl. auch 140). Ihn interessierte schon die sich andeutende Expansion der visuellen Erfahrung, welche auch die Chance bot, einschichtig-lineares Denken, statische Weltbilder und Bilderwelten zu untergraben.<sup>8</sup>

8 Vgl. Jules Champfleury's Verteidigung der Fotografie und des »Daguerreotypieur« in: Ders.: *Le réalisme*, Paris 1857, S. 91-98.

Es bestand ja ein starkes Bedürfnis zum Beispiel nach konventionellen Bildern der Art Daguerres bei einer immer größer werdenden Schicht wohlhabender Bürger, die ihren Reichtum vor allem dem Handel mit industriell gefertigten Massenprodukten verdankten. Daguerre traf mit seinen fotografischen Inszenierungen von Erzeugnissen einer im Entstehen begriffenen Kunstindustrie zweifellos deren Geschmack. So zeigt eines seiner Stillleben einen Altar aus Renommierstücken der bürgerlichen Welt, nämlich Kopien überlieferter Figuren: die Skulptur eines liegenden Frauenaktes, eine variierte Zeusgestalt, das Element einer gotischen Kathedrale, eine Meerjungfrau und eine aus Delphinen zusammengesetzte Tischsäule, auf der ein Kristallgefäß steht. Eine Collage gipsgewordener bürgerlicher Bildungsideale – an der sich Heines Ironie gewiß entzündet hätte.

### *Medienbewußte Prosa*

Durch das von Heine unter anderem im *Börne*-Buch beschworene »ständige Konstatieren« der »Persönlichkeit« (VI, 213) wird die künstlerische Subjektivität in Kontrast zur Objektivität dargestellt, selbst objektiviert in ihrer Bedingtheit, in ihrer Relativität. Und sie wird dadurch zugleich geistig frei sich selbst gegenüber. Denn die »Persönlichkeit« wird gerade durch ihr »Konstatieren« objektiviert im Kontext der Bedingungen, Verhältnisse, Zustände, dargestellt im vollziehbaren subjektiven Erfahrungs- und Urteilsbildungsprozeß. Besonders in der Prosa Heines erscheint das Erfahrene in scheinbarer Zufälligkeit – die in Wirklichkeit wohlorganisiert und -komponiert ist und den Leser selbst urteilend Erfahrung sammeln läßt. Das schließt den kommunikativen Bezug auf den mündig Urteilenden

ein, dem Erfahrung mitgeteilt wird, mit dem der Autor sich geschmeidig verständigt über das gemeinsam Interessierende: Zusammenhang, Entwicklung und Veränderungsbedürftigkeit der Welt, die Positionen von Freunden und Feinden in ihr und zu ihr. Und so entsteht eine neue, aus dem Kommunikationsprozeß erwachsende, immer auf diesen bezogene ästhetische Werkwelt, die im kollektiven Austauschvorgang, im vermittelten Erfahrungsprozeß sich herstellt und ihre Gemeinsamkeit im Epochenbilde gewinnt. Diese Heinesche Werkwelt ist nur zu begreifen im Zusammenhang sowohl mit der zeitgenössischen Widersprüchlichkeit der Literaturprozesse, den Veränderungen der gesamten Literaturbegrifflichkeit und eben der Entstehung einer neuen, über Klassizismus und Romantizismus hinausweisenden Auffassung von literarischer Subjektivität als auch mit der Komplexität des dynamischen gesellschaftlichen Gesamtgeschehens und der Problematik neuer literarischer Wirksamkeit zwischen 1789 und 1848. Die Einbeziehung von Literatur in die apologetische politische Propaganda, die unentwickelte Selbstbewegung der unteren Schichten, die von vielen politisch-literarischen Auseinandersetzungen und Umbrüchen erschütterten intellektuellen Gruppenbildungen fanden ihren Niederschlag natürlich auch in Heines Umgang mit der Welt der zeitgenössischen Printmedien.

Heine wußte um die »Oligarchie« (VI, 299) der zeitgenössischen Journale, ihre »beschränkende Abhängigkeit« von Kapitalgebern und ihr Streben nach »Exklusivität« (Ebenda, 300) bis in die Textgestaltung hinein, um ihre Fetischisierung der »augenblicklichen Tagesinteressen«, der »sogenannten Aktualitäten« (VII, 422). Das belegen unter anderem die *Lutetia*-Berichte und fragmentarische Notizen. Es ist Produkt und Widerschein seiner sozialen und literarischen Intentionen, daß er seine Prosa und Poesie dennoch nicht nur in die traditionelle »Unzahl ästhetischer Blätter« (V, 79) transferiert, sondern auch in die modernen publizistischen Kommunikationsmittel massenwirksamen Charakters, politisch-kulturellen Zeitschriften und anderen Periodika. Unter ihnen: die *Allgemeine Zeitung*, *Der Gesellschafter*, *Europe littéraire*, *La Tribune des Républicains*, *Neue Allgemeine Politische Annalen*, *Pariser deutsche Zeitung*, *Revue des Deux Mondes*, *Zeitung für die Elegante Welt*.

Aus der »Prosa« solcher Medien gewinnt er die Möglichkeiten einer neuen, die Wirklichkeit ergreifenden und in sie eingreifenden, ihre Erkenntnis in anschaulicher wie gedanklicher Form organisierenden, kritisch operierenden poetischen Prosa und prosaischen Poesie. Das besagt, daß von Heine hier eine spezifische, immanente Kommunikationsfähigkeit von Literatur zum Tragen gebracht wird, eingeschlossen ein eigener Anspruch auf Wahrheit: Das Volk solle »wohlunterrichtet über die wahre Lage der Dinge«, solle »politisch aufgeklärt« sein (IV, 560), betont er in den *Französischen Zuständen* von 1831/32. Denn wenn Engagement nicht bloße Meinung, sondern verbindlich ist, muß es sich auf die geschichtlichen Erkenntnis- und Wirkungsbedingungen einlassen. Und das sind in dieser Phase des sich entfaltenden industriellen Kapitalismus auch die jungen publizistischen Medien, die von ihnen erzeugten Öffentlichkeiten als künstlerisch-politische Organe, als den Poeten zum publikumswirksamen Akteur machenden Räume; die frühen feuilletonistischen

9 Siehe dazu Almut Todorow: Das Feuilleton der »Frankfurter Zeitung« in der Weimarer Republik. Zur Grundlegung einer rhetorischen Medienforschung, Tübingen 1996; darin S. 9-23: Das Feuilleton der deutschen Tageszeitung als Gegenstand der Forschung. Zu Heine siehe Günter Mühler: »Wie ein treuer Spiegel«. Die Geschichte der Cotta'schen Allgemeinen Zeitung, Darmstadt 1998; darin S. 105-119: Korrespondent Heine.

10 Siehe dazu Harro Segeberg: Die literarisierte Reise im späten 18. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Gattungstypologie; Wulf Wülfing: Reiseliteratur und Realitäten im Vormärz. Vorüberlegungen zu Schemata und Wirklichkeitsfindung im frühen 19. Jahrhundert, in: Wolfgang Griep, Hans-Wolf Jäger (Hrsg.): Reise und soziale Realität am Ende des 18. Jahrhunderts, Heidelberg 1983, S. 14-31, S. 371-294.

11 Siehe dazu Ronald Paulson: Literary Landscape. Turner and Constable, New Haven, London 1982; darin S. 47-60: Poetic Landscape.

Kunst- und Meinungsmärkte, korrespondierend mit Lesergewohnheiten und -erwartungen sowie mit der Zensur.<sup>9</sup> Aus diesem System ergibt sich wiederum ein spezifisches Rollenverhalten, das nicht fremde Maske des sich gegen seine Überzeugung Verkaufenden ist, wohl aber bewußtes Verhalten dessen, der das Eigene immer mit dem Ziel der Einflußnahme, unter Berücksichtigung des Adressaten, gleichsam mit eingesenkter Markterfahrung, mit verinnerlichten Wirkungsbedingungen schafft.

Die »periodische Presse«, die Heine in seiner Einleitung zu der Schrift des liberalen Publizisten Robert Wesselhöft *Kahldorf über den Adel in Briefen an den Grafen M.[agnus] von Moltke* (1831) als »das mächtigste Beförderungsmittel der Volksintelligenz« (IV, 278) bezeichnet, war ihm also Form, Forum und Bedingung dafür, aufklärerisch die Wirklichkeit zu erobern. Sie machte für ihn zugleich die poetische Subjektivität zum Öffentlichkeitsmoment. Und er setzte sie ein, um gerade das von ihr Fetischisierte zu attackieren. Es heißt enthusiastisch: »Das ist ja eben der Segen der Preßfreiheit, sie raubt der kühnen Sprache des Demagogen allen Zauber der Neuheit, das leidenschaftlichste Wort neutralisiert sie durch ebenso leidenschaftliche Gegenrede, und sie erstickt in der Geburt schon die Lügengerüchte, die, von Zufall oder Bosheit gesät, so tödlich frech emporwuchern im Verborgenen, gleich jenen Giftpflanzen, die nur in dunklen Waldsümpfen und im Schatten alter Burg- und Kirchenrümpfer gedeihen, im hellen Sonnenlichte aber elendig und jämmerlich verdorren.« (Ebenda, 279)

### *Ironisches Reisen*

Die ästhetischen Muster, die von der vorangegangenen und denen Heine sich zu stellen hatte, waren intensiv und langlebig.<sup>10</sup> Sie beeinflussen in modifizierter Form noch heute das Reiseverhalten und seine Reflexion. Ging es in den Hoch-Zeiten aufklärerischen Reisens vor allem darum, exakte Kenntnis von anderen Lebensweisen zu erlangen, traten später, in den sogenannten »empfindsamen« und »romantischen« Zeiten, der subjektive Genuß und die durch ihn ausgelösten Phantasien in den Vordergrund. Durch gewissermaßen gefärbte Gläser betrachtete man ausgesuchte Landschaften. So verschaffte man sich das Erlebnis des »Pittoresken«, der geheimnisvoll romantisierten Plastizität, das sonst nur durch Gemälde zu bekommen war.<sup>11</sup> Das Entzückungsziel des – über ein Lustgefühl der Einsamkeit zwischen dem ursprünglich-schroffen »Erhabenen« und dem artifiziell-gefälligen »Schönen« vermittelnden – »Pittoresken« löste mit der aufkommenden Romantik die vorher dominierende Gleichförmigkeit und Gerichtetheit der Bildungsreise ab.

Wie die *Reisebilder* aus den Jahren 1822 bis 1846 zeigen, reiste Heine gern, bewegte sich lebhaft in anderer Gesellschaft, wenn er ihrer Sprache mächtig war, und stiefelte zwischen England, Italien, Frankreich und Deutschland auch über Stock und Stein. Aber, zugespitzt gefragt: War er doch nicht vielmehr unterwegs in Zeiten und Kulturen als in geographischen und urbanen Räumen, und zwar stets mit Abstand und Mißtrauen? Denn von seiner Zeit vermittelte er Bilder, denen Geographie und Urbanität oft nur als Staffagen dienten.



Heine schreibt daher in *Die Bäder von Lucca* (1829): »Es gibt nichts Langweiligeres auf dieser Erde als die Lektüre einer italienischen Reisebeschreibung – außer etwa das Schreiben derselben –, und nur dadurch kann der Verfasser sie einigermaßen erträglich machen, daß er von Italien selbst so wenig als möglich darin redet.« (III, 308)

Der Eingangssatz der *Harzreise* von 1824 steht für diese Methode, die konventionelle Erwartungen unterläuft: »Die Stadt Göttingen, berühmt durch ihre Würste und Universität, gehört dem Könige von Hannover und enthält 999 Feuerstellen, diverse Kirchen, eine Entbindungsanstalt, eine Sternwarte, einen Karzer, eine Bibliothek und einen Ratskeller, wo das Bier sehr gut ist.« (Ebenda, 18) Und über Goslar heißt es: »Der Name Goslar klingt so erfreulich, und es knüpfen sich daran so viele uralte Kaisererinnerungen, daß ich eine imposante, stattliche Stadt erwartete. Aber so geht es, wenn man die Berühmten in der Nähe besieht! Ich fand ein Nest mit meistens schmalen, labyrinthisch krummen Straßen, allwo mittendrin ein kleines Wasser, wahrscheinlich die Gose, fließt, verfallen und dumpfig, und ein Pflaster, so holprig wie Berliner Hexameter.« (Ebenda, 37 f.)

Heines *Reisebilder* machen in den Wechselbeziehungen der Länder die Epochenbewegung sichtbar. Sie sind krisenhaften Zuständen gewidmet, meist solchen, an denen er litt, die er aber nicht als Krankheiten, sondern als Entscheidungssituationen sah; Deutschland ging ihm auch in der Ferne natürlich nicht aus dem Kopf. Und durch die Ironie, die Auflösung des über der Realität und ihrer ästhetischen Aneignung liegenden Scheins, durch die Verbindung heterogener Textformen und Stilelemente konkretisiert und realisiert Heine praktisch, was er von der Freiheit des Selbstbewußtseins durch künstlerische Produktivität theoretisch entwickelt. Die Ironie ist wesentlich die Weise, die historische Relativierung von Subjekt und Objekt, Ich und Weltzustand, Selbstbild und Fremdbild, Anschauung und Idee über die Dialektik der Kontraste, Beziehungen, Desillusionierungen zu organisieren. Sie ist somit die Weise, im poetischen Akt die geistige Freiheit der Subjektivität als Bedingung selbständigen Urteils und möglichen Handelns herzustellen und zu bewahren, ja kollektiv verbindlich zu machen. Sie ist zugleich das Moment, in dem seine Subjektivität Freiheit auch gegenüber ihren eigenen Zuständen und Äußerungen gewinnt. Sie erweist sich als notwendige Ausdrucks- und Verhaltensform Heines in dieser seiner Epoche. Mit ihr bewies er nicht zuletzt die Tragfähigkeit des kritischen, über seinen historisch-sozialen Boden, die bürgerliche Emanzipationsbewegung, hinausweisenden Potentials von Aufklärung und Klassik.

Darum entwickelte er mit dem *Reisebild* eine Prosaform, die an den inhaltlichen und formalen Reiz nicht primär des klassischen Reiseberichts, sondern an den des Essays denken läßt. Der Essay ist ja eine offene, entgrenzte Form der literarischen Kommunikation, eine persönlich-souveräne, oft mehrdeutig und mit polemischer Note angelegte, traditionsbewußte und kollektiv verbindliche Form des Fragens und Suchens, nicht zuletzt der Selbstreflexion. Denn sie verbindet politische, wissenschaftliche und künstlerische Erkenntnisse und Bekenntnisse durch Poetisieren, durch Erzählen von Gedanken mit ästhetischem Reiz und spricht damit den Leser auf besondere Weise als Dialogpartner an. Deutlich wird bei Heine auch der trans-

ferierende und synthetisierende Effekt seiner Reiseessayistik: Sie steht in einem produktiven Wechselspiel mit anderen Formen und Gattungen, zum Beispiel der historischen Abhandlung und dem tagespolitischen Manifest. Sie vereinigt immer drei Komponenten: das Künstlerische, das Historische, das Aktuell-Politische.

12 Siehe dazu Evelyn Hanzig-Bätzing, Werner Bätzing: *Entgrenzte Welten. Die Verdrängung des Menschen durch Globalisierung von Fortschritt und Freiheit*, Zürich 2005, darin S. 38-55: Die begrenzte Dynamik der Industriegesellschaft.

13 Vgl. Eric J. Hobsbawm: *Europäische Revolutionen*, Zürich 1962.

Um so mehr verdient zu Zeiten, da technische Revolutionen, Industrie- und Erwerbsarbeit, mediale Öffentlichkeiten und propagierte Ideale wie »Fortschritt« und »Freiheit« keine Garanten mehr für menschenwürdige Existenz sind,<sup>12</sup> Heines Werk *Aufmerksamkeit. Erstens* steht es für eine wichtige Entwicklung in den zwanziger bis vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit Langzeitwirkung: Während dieser wurde aus der Perspektive der Erfahrung einer politisch restaurativen Periode versucht, besonders die deutsche spätaufklärerische literarisch-philosophische Tradition, darunter die Ideen von Lessing und Herder, Forster, Seume und Voß, sowie die emanzipatorischen Leistungen der klassischen deutschen Literatur und Philosophie, die mit den Namen Goethe und Hegel verbunden sind, weiterzuführen und in die Auseinandersetzungen um eine demokratische Profilierung von Gesellschaft und Kultur in Deutschland einzubringen. Das ist eine Entwicklung, in der auch versucht wurde, diese Theorien und das Potential zeitgenössischen, darunter französischen utopisch-sozialistischen Denkens auf die im europäischen Maßstab mit der englischen industriellen Revolution beginnende Produktivkraftentfaltung und die sozialen Ergebnisse der politischen Revolutionen in der ersten Jahrhunderthälfte anzuwenden. Dabei entstanden wichtige Ansätze zur Bewältigung der komplexen Dialektik von sozialen und politischen Bedingungen, technischem Fortschritt sowie kulturellen Ausdrucksbedürfnissen. *Zweitens* beweist Heines Werk, welches ästhetisches Potential gerade bei solchen Zeitzeugen der »Doppelrevolution« (Eric J. Hobsbawm),<sup>13</sup> der industriellen und politischen Umwälzung, verborgen liegt: Als Mehrfachbegabungen der Literatur wie der Theorie, als grenzüberschreitende Phänomene mit häufig spontaner, unsystematischer Reflexion und metaphorisch strukturierter Begrifflichkeit gehen sie in keiner der bestehenden Fachdisziplinen auf; da sie nicht immer systematische Theoretiker waren, wurden sie von der Wissenschaftsgeschichtsschreibung häufig übersehen und, da sie auch keine »reinen« Schriftsteller waren, wurden sie mit ihren kultur- und kunsttheoretischen Dimensionen in Literaturgeschichten nicht selten an den Rand gedrängt. Jedoch ist die Konzeptbildung dieser Autoren im Zusammenhang des konkreten historisch-politischen und philosophisch-literarischen Materials, im Prozeß ihres Entstehens besonders sinnfällige – und daher noch heute gut erkennbare.

RAINA ZIMMERING

## Frauenmorde und keine Aufklärung – die Frauen von Juárez

Die Millionenstadt Juárez in Mexiko an der Grenze zu den USA wurde zu einem grausamen Sinnbild für Gewalt gegen Frauen. Überall in der Stadt stehen Kreuze und Mahnmale für ermordete Frauen. In dem Artikel geht es um das Thema der schlimmsten Ausprägung von Gewalt gegen Frauen, um die Fokussierung struktureller antiweiblicher Gewalt; es geht um Mord. Es soll hier nicht nach den Tätern im juristischen Sinne gesucht, sondern nach den Ursachen für diese außergewöhnliche brutale Gewalt gefragt werden. Das Ziel besteht in der Erfassung der strukturellen Zusammenhänge zwischen der Gewalt gegen Frauen, der Unterdrückung ethnischer Minderheiten, der Ausweitung des Drogenhandels und der wirtschaftlichen und politischen Deformationsprozesse infolge neoliberaler Globalisierung.

### *Der Feminizid von Juárez*

In den letzten 12 Jahren wurden in der Nähe von Juárez (Provinz Chihuahua) 375 Leichen von Frauen und Mädchen laut Amnesty International (AI) gefunden. Die letzten zwei Frauenleichen fand man im Sommer 2004 mitten in der Stadt Juárez, eine weitere Ermordete im Herbst in der Stadt Chihuahua.<sup>1</sup> Nach AI-Angaben von 2004 werden weitere 400 Frauen vermisst.<sup>2</sup> Es gibt andere Quellen, die von 600 bis 1000 Vermissten ausgehen.<sup>3</sup> Die mexikanische Feministin Esther Chavez Cano bezeichnete die Serienmorde als Feminizid.<sup>4</sup> Auch Menschenrechtsaktivisten und Journalisten wurden verfolgt, bedroht und ermordet. Die in der Nähe von Juárez gefundenen Frauenleichen wurden misshandelt, 140 von ihnen waren sexuell missbraucht und gefoltert worden, wobei die Genitalorgane und andere Körperteile zerstört wurden. Die meisten Morde und Misshandlungen erfolgten nach einem sich ähnelnden Muster. 75 Frauenleichen waren derart verstümmelt, dass eine Identifizierung nicht mehr möglich war. Schnitte überdecken ihre Körper, manche sind skalpiert, andere verbrannt oder erwürgt. Nachdem man die Frauen missbrauchte und ermordete, wurden sie einfach weggeworfen. In vielen Fällen machte man sich nicht einmal die Mühe, sie zu verscharren. Man fand die ermordeten Frauen im Umfeld der Stadt von Juárez, im Wüstensand, der die Stadt umgibt, auf brachliegenden Feldern, auf Müllhalden, in Abwasserkanälen und in der Sierra de Juárez.<sup>5</sup> 2001 wurden 8 Frauenleichen mitten in der Stadt Juárez gegenüber der Maquilafabrik Association entdeckt.<sup>6</sup> Bei den Ermordeten handelte es sich immer um den gleichen Typ von Frauen. Es sind

Raina Zimmering – Jg. 1951; Prof. Dr. rer. pol. habil.; Politikwissenschaftlerin und Historikerin mit dem Schwerpunkt Lateinamerika; Lehre und Forschung seit den siebziger Jahren in Potsdam, im Wissenschaftszentrum für Sozialforschung Berlin (WZB), an der Harvard-Universität, der Humboldt-Universität zu Berlin, der Freien Universität Berlin, der Universidad Nacional Autónoma de México und der Universidad Nacional de Colombia (dort im August 2005 zur Universitätsprofessorin ernannt); Mitglied der Internationalen Zivilen Kommission zur Beobachtung der Menschenrechte in Mexiko (CCIODH); Veröffentlichungen u. a.: »Der Revolutionsmythos in Mexiko« (2005). Zuletzt in UTOPIE kreativ: Neue soziale Bewegungen in Argentinien, Heft 181 (November 2005).

1 Angabe nach Gabi Löffler, Aktivistin in der Casa de Mujeres in Ciudad Juárez, Dezember 2004.

2 Jahresbericht von Amnesty International 2004 zu Mexiko. Berichtszeitraum vom 1. 1. bis 31. 12. 2003, in: Chiapas 98, 17. 7. 2004.

3 NGOs stellen neue Kommission im Fall Ciudad Juárez in Frage, in: adital-poonal, Mexiko-Stadt, 10. 6. 2003.

4 Christian Berndt: Globalisierungs-Grenzen. Modernisierungssträume und Lebenswirklichkeiten in Nordmexiko, Bielefeld 2004, S. 259.

5 Amnesty International 2003. Ten Years of Abductions and Murders in Ciudad Juárez and Chihuahua. August 2003 (AMR 41/027/2003).

6 Angabe nach Gabi Löffler, a. a. O.

7 Vgl. Anne Huffschmid: Frauenmorde im Niemandsland, in: ai-Journal, März 2004.

8 Angabe nach Gabi Löffler, a. a. O.

9 Andrés Aguayo: Femicidio se propaga en México., in: El País de 7. de agosto 2005.

10 Jens Kastner: Autonomie im (Wind-)Schatten des Linkspopulismus? Der Zapatismus vor der mexikanischen Präsidentschaftswahl 2006, in: ak – analyse + kritik – Zeitung für linke Debatte und Praxis / Nr. 489 / 19. 11. 2004, S. 28.

junge, attraktive Mädchen und Frauen. Die Jüngsten von ihnen waren 10 Jahre alt gewesen. Alle hatten einen zierlichen Körperbau und langes Haar. Und es gibt noch ein gemeinsames auffälliges Kennzeichen. Sie alle stammten aus armen Verhältnissen, viele waren Indigenas aus dem Süden. Die Tätigkeiten, denen sie nachgingen, waren unterschiedlich: Arbeiterinnen aus den Weltmarktfabriken von Siemens, Bosch, Philipps oder Ford, Laborantinnen, Straßenverkäuferinnen, Schülerinnen, Angestellte in Haushalten oder Kellnerinnen in Restaurants und Bars. Um zur Arbeit oder zur Schule zu kommen, mussten alle weite Wege zu Fuß oder mit dem Bus durch unübersichtliche Gebiete zurücklegen.<sup>7</sup> In den letzten Jahren verschwanden Frauen und Mädchen allerdings mitten am Tag im belebten Zentrum.<sup>8</sup> Zwischen 2002 und 2004 hat sich das Phänomen der Frauenmorde über das ganze Land verbreitet. In Guanajuato wurden 21 und in Morelos 19 verstümmelte Frauen gefunden. Weitere in Oaxaca und in Chiapas. In der letzten Zeit wurde dieses Phänomen auch in anderen mittelamerikanischen Ländern wie Nicaragua, Guatemala und Honduras bekannt. Die offiziellen Schätzungen schwanken zwischen 1 400 und 5 000 ermordeten Frauen allein in Mexiko.<sup>9</sup>

Es ist nunmehr 12 Jahre her, dass diese Morde an Frauen und Mädchen in Juárez dokumentiert wurden, doch wurde diese Katastrophe bis zum heutigen Tag nicht wirklich aufgeklärt. Die Mehrzahl der Morde an den Frauen blieb bisher straflos und deren Verschwinden unaufgeklärt.

Im Folgenden analysiere ich das soziale und kulturelle Umfeld der betroffenen Frauen und werde damit strukturelle Ursachen für dieses Phänomen aufzeigen. Dann komme ich auf die Ermittlung und Aufklärung der Morde zu sprechen. Am Schluss möchte ich die Frage aufwerfen, ob ein Zusammenhang zwischen den sozialen und sozioökonomischen Bedingungen in der Grenz- und Maquiladora-Zone um Juárez und der nicht aufgeklärten ausgesprochen brutalen Gewalt gegen Frauen besteht.

### *Stadt der Grenze – Juárez*

Die Stadt Juárez ist durch die Grenzsituation zwischen Mexiko und den USA geprägt. Eigentlich ist Juárez eine Doppelstadt, die nur durch den Rio Grande getrennt wird: das chaotische Ciudad Juárez auf mexikanischer Seite und das hochmoderne El Paso auf der US-amerikanischen. Hier handelt es sich nicht nur um eine Grenze zwischen zwei Ländern, sondern um die Scheidelinie zwischen zwei Welten, zwischen Nord und Süd, zwischen der ersten und der dritten Welt. Gleichzeitig wird in der Grenzregion klar, dass alte Muster der Aufteilung der Welt nicht mehr greifen, dass in der Durchmischung der alten Welten neue mit eigenen Gesetzmäßigkeiten entstehen, die durch die Durchdringung verschiedener Kulturen, Zerstörung alter und Bildung neuer Identitäten, durch die Aushebelung nationaler Gesetze, Entstaatlichung, durch Migration, Drogenhandel und Weltmarktfabriken charakterisiert werden.

Mexiko ist wirtschaftlich stark von den USA abhängig. Über 80 Prozent der mexikanischen Exporte werden in die USA geliefert. Jährlich wandern ca. 400 000 Mexikaner in die USA aus.<sup>10</sup> Die Migranten durchqueren auf der Suche nach Arbeit und einem besseren

Leben in den USA die nördliche Region Mexikos und ein Großteil von ihnen verweilt in Juárez oder bleibt in diesem Gebiet hängen, meistens in Warteposition auf eine günstige Gelegenheit für den Grenzübergang. Oft werden die Migranten an der insgesamt 3 200 km langen Grenze zwischen Mexiko und den USA von der US-amerikanischen Bordercontrol festgenommen und zurückgeschickt. Dann warten die Zurückgeschickten auf die nächste Gelegenheit, zu fliehen. So ist Juárez seit langem eine Stadt der Migranten, eine Stadt der Fremden, die nur verweilen, um weiterzugehen und in dieser Wartezeit um ihr Überleben kämpfen. In dieser Situation gedeiht Verbrechen, Bestechung, Raub, Gewalt und Drogenhandel. Ein Menschenleben gilt in Juárez nichts.

Als im zweiten Drittel der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts ausländische Unternehmen Fabriken mit arbeitsintensiven Industrien in der nördlichen Region gründeten, wurde Juárez auch zu einer Stadt der Maquiladora.<sup>11</sup> 1965 rief die mexikanische Regierung das Programm zur Industrialisierung der Nordzone (Programa de la Industrialización de la Frontera Norte – PIF) ins Leben. Sie unterbreitete großzügige Angebote an große internationale Unternehmen, damit diese exportorientierte zwischengelagerte Lohnveredelungsbetriebe in Mexiko ansiedelten.<sup>12</sup> Zu diesem Zweck wurden Sondergesetze erlassen und eine Freihandelszone gegründet, in der den Unternehmen Steuerfreiheit gewährt wurde. Gewerkschaften waren verboten und die Arbeitsgesetze über Mindestlöhne wurden ausgehebelt. Mit dem Maquiladora-Plan war das Versprechen verbunden, die Region an der Grenze und mit ihr ganz Mexiko in eine bessere Zukunft zu führen. Sie sollte eine Stätte des Fortschritts und der Entwicklung werden. Für die Mexikaner böte sich die Chance auf ein neues Leben, attraktive Arbeitsplätze, gute Einkommen und modernste Technik und Weiterbildungsmöglichkeiten. Hier sollten unqualifizierte Arbeitskräfte zu selbstbewussten und modernen Menschen geformt werden, die die neuesten Technologien beherrschten und Teil eines globalen Produktionsnetzwerkes wären.

Das Maquila-Programm erlaubte ausländischen Unternehmern Fabriken in Mexiko zu errichten, die sich 100prozentig in ausländischem Besitz befinden und einzig und allein für den Export produzieren. Die Vorprodukte und Materialimporte der benötigten Maschinen wurden von Einfuhrzöllen befreit. Nach Beendigung der Produktion werden die Maschinen wieder in das Herkunftsland zurück verbracht. Die Maquilas sind überwiegend mit US-amerikanischen und japanischen Unternehmen verbunden. In den letzten Jahren entfielen 50 Prozent der mexikanischen Exporte auf die Maquiladora-Industrie. Das meiste, was für die Produktion benötigt wird, wird eingeführt. Nur 3 Prozent der Importe stammen aus Mexiko selbst, was den verschwindend geringen Anreiz für die einheimische Wirtschaft deutlich macht. Im Juli 2004 gab es 2 804 Maquilas im Lande, in denen 1,2 Mio. von 14 Mio. Menschen beschäftigt sind.<sup>13</sup> Die wichtigsten Sektoren sind die Autoindustrie, die Herstellung elektronischer und elektrischer Geräte und die Textilindustrie. Produziert wird arbeitsintensiv. Die Unternehmen fungieren dabei als Zulieferbetriebe für bekannte Weltmarkenfirmen wie Siemens, Bosch, Philipps. Es gibt aber auch Filialen von General Motors, Mitsubishi, Sony, Packard Electric usw.

11 Maquila war im Mittelalter in Spanien der Lohn, den der Müller von den Bauern erhielt, wenn er deren Getreide mahlte. Und so nannte man nun diese Fabriken.

12 Christian Berndt: a. a. O., S. 24.

13 Angaben nach: Christliche Initiative Romero e. V. 2004.

14 PEMEX ist der staatliche mexikanische Erdölkonzern.

15 Angaben nach: Christliche Initiative Romero e. V. 2004, S. 197.

Mit den Maquilas verfolgte die mexikanische Regierung die Absicht, das gravierende Problem des Arbeitskräfteüberschusses und der Migration zu lösen. Besonders wichtig erschien dies Anfang der 90er Jahre im Zusammenhang mit der Wirtschaftskrise des Landes. Nach der Abwertung des Pesos 1994 entließ PEMEX<sup>14</sup> allein 22.000 Menschen.<sup>15</sup> Auch in der Landwirtschaft entstanden im Zusammenhang mit der Etablierung der North American Free Trade Association (NAFTA) große Probleme. Durch den Wegfall von Importschranken für ausländische Anbieter waren die einheimischen Produkte wie Mais, Bohnen und Fleisch nicht mehr konkurrenzfähig. Tausende Bauern verloren ihre Existenz, insbesondere in den südlichen Regionen des Landes, in Veracruz, Chiapas und Tabasco.

Mit der Errichtung der Maquiladora-Zone zogen nun nicht mehr nur die waghalsigen Auswanderungswilligen auf der Suche nach Arbeit und Glück in den Norden, um in die USA zu gelangen, sondern Scharen von Arbeitskräften, um nun dort zu bleiben. Als die ersten Auswanderer Arbeit in den Maquilas fanden, holten sie ihre Familien und Verwandten nach und diese wiederum ihre Angehörigen. So wanderten ganze Dörfer aus dem Süden aus und siedelten sich in Juárez an. Der größte Teil der Migrantinnen waren Frauen, die aus sozialen und geschlechterspezifischen Gründen aus der mexikanischen Gesellschaft ausgestoßen waren. Dies betraf in erster Linie allein stehende Mütter, die von ihren Männern verlassen wurden, arbeitslose Frauen und Frauen, die von ihren Familien verstoßen wurden. Einen weiteren Anteil bildeten Frauen, die nach Juárez gingen, um ihre Familien durchzubringen und das erarbeitete Geld nach Hause in den Süden schickten. Der hohe Frauenanteil hing mit der speziellen Nachfrage der Maquilas zusammen. Der Hauptteil der in den Maquilas beschäftigten Arbeiter war von Beginn an bis in die 90er Jahre hinein weiblich. Frauen galten bei den Unternehmern als weniger aufsässig als Männer, lern- und anpassungsfähiger und konnten für weniger Geld eingestellt werden. Die Erfahrung zeigte, dass Frauen weniger Berührung mit Gewerkschaften und politischer Arbeit als die Männer hatten, die aus den Industriegebieten Mexikos zuwanderten.

#### *Arbeitsbedingungen in der Maquiladora-Industrie*

Die Arbeitsbedingungen für die in den Maquilas arbeitenden Frauen unterscheiden sich erheblich von denen in den westlichen Staaten. Die Arbeiterinnen erhalten durchschnittlich vier Dollar Lohn für neun Stunden Arbeit. Im Vergleich dazu: In den USA zahlt man für unqualifizierte Arbeit fünf Dollar in der Stunde. Die Verarbeitung der Produkte erfolgt hauptsächlich in Handarbeit ohne Maschinen. Zum überwiegenden Teil verrichten die Frauen eintönige und ermüdende Arbeiten, wie z. B. das Zusammenstecken von Schaltern und Steckern. Aber auch körperlich schwere Arbeiten kommen häufig vor. In vielen Unternehmenspräsentationen wird behauptet, dass die Maquiladora-Industrie seit ihrer Gründung eine stufenweise Entwicklung von den rein arbeitsintensiven Weltmarktfabriken zu so genannten highly competent skilled labor- Maquiladoras mit einer kapital- und wissensintensiveren Produktion im Sinne des Slogans »lernende Fabriken in einer lernenden Region« durchgemacht hät-

ten. Dadurch hätten die mexikanische Wirtschaft einen erheblichen Modernisierungsschub und die mexikanischen Arbeitskräfte eine Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen, ihres Lebensstandards und technischer Kenntnisse erreicht. Dabei wird gern auf die steigende Zahl an mexikanischen Unternehmern und Technikern und die zunehmende Ausstattung der Unternehmen mit technischen Geräten verwiesen. Auch wenn das in einigen Fällen der Wahrheit entspricht, blieben diese Unternehmen nach wie vor nicht nur in der Minderzahl, sondern sind schlichtweg eine Ausnahme.<sup>16</sup>

Die arbeitenden Frauen in den Maquilas sind meistens sehr jung. Das Alter der Arbeiterinnen liegt oft unter 20 Jahren.<sup>17</sup> Bis in die 90er Jahre hinein wurde das Mindestalter von 14 Jahren oft unterschritten.<sup>18</sup> Die Maquila-Unternehmer kalkulierten, dass jugendliche unerfahrene Frauen fügsamer und leichter manipulierbar sind und noch keine Kinder haben. Da sie selbst noch Kinder sind, können sie vormundschaftlich behandelt werden. Somit sind sie für einen reibungslosen Produktionsablauf besser verwertbar. Die Arbeitszeit überschreitet in vielen Fällen die gesetzlich festgelegte Stundenzahl. Besonders häufig sind Überstunden, die vom Unternehmer in der Regel nicht bezahlt werden. Im Fall von engen Lieferterminen müssen die Arbeiterinnen manchmal die ganze Nacht oder mehrere Nächte hintereinander durcharbeiten. In fast allen Maquilas werden elementare Menschenrechte der Arbeiterinnen verletzt. Die Toilettengänge werden z. B. in vielen Fabriken durch Abschließen der Toiletten und die Erlaubnis, diese nur in den Pausen benutzen zu dürfen, restriktiv eingeschränkt. Schwangerschaften der Arbeiterinnen sind im Maquila-Bereich unerwünscht. Um Schwangerschaften zu verhindern, müssen sich die Arbeiterinnen oftmals erniedrigenden Körperuntersuchungen, Schwangerschaftskontrollen und Druck von Seiten der Unternehmensleitungen unterziehen. So werden vom Unternehmen Antibabypillen verteilt oder die Monatsbinden der Frauen regelmäßig kontrolliert.<sup>19</sup>

Für die Arbeiterinnen ist es kaum möglich, ihre Interessen gegenüber der Unternehmensleitung politisch zu vertreten. In den Anfangszeiten der Maquila waren Gewerkschaften regelrecht verboten, in den letzten Jahren wurden Gewerkschaften zugelassen, besser gesagt, eine Gewerkschaft – die CTM – der Gewerkschaftsdachverband, der eher Unternehmer- als Arbeitnehmerinteressen vertritt. Die Bildung unabhängiger Gewerkschaften sowie Streiks werden mit allen Mitteln unterdrückt, so dass die Maquilazone als quasi »gewerkschaftsfreier Raum« betrachtet werden kann.<sup>20</sup> Da keine eigene adäquate Repräsentation der Arbeiter existiert, gestalten sich Arbeitsbeziehungen zwischen Manager und Arbeiterinnen in einer direkten Linie von Person zu Person ohne zwischengeschaltete Repräsentationsinstanz. So werden Geschlechterverhältnisse reproduziert, die einerseits traditionellen aus der Kolonialgeschichte Mexikos entliehenen Mustern entsprechen und andererseits das Abhängigkeitsverhältnis zwischen entwickelten westlichen Staaten und unterentwickelten Staaten der Dritten Welt paradigmatisch widerspiegeln. Die aus ländlichen Regionen oder den städtischen Unterschichten kommenden Frauen müssen sich einem ihnen bisher völlig fremden Arbeitsalltag von heute auf morgen anpassen. Dabei

16 Ebenda, S. 34.

17 Ebenda, S. 135.

18 Ebenda, S. 154.

19 Ebenda, S. 133.

20 Ebenda, S. 144-149.

21 Vgl. Judith Galarza: *Señorita Extraviada – Missing Young Woman*. Dokumentarfilm, Mexiko 2002.

22 Gustavo Capdevila: Ein dichtes Netz der Diskriminierung. Indigene Frauen von Benachteiligung besonders betroffen. Bericht für die Genfer UN-Konferenz, in: *junge Welt*, 13. 8. 2004.

23 Ebenda, S. 149.

24 Ebenda, S. 154.

25 Ebenda, S. 132.

geraten sie in ein sehr ungleiches Abhängigkeitsverhältnis zu den Managern und Unternehmern nach dem Bild eines Vater-Kind-Schemas. Dabei haben indigene Frauen unter besonders komplexen Diskriminierungen zu leiden. Dies betrifft sexuelle Gewalt und die verschiedensten Formen von Benachteiligung<sup>21</sup>, wobei Genderfragen mit den Problemen von ethnischen Minderheiten verweben werden.<sup>22</sup> Das in diesem Kontext entstandene Psychogramm der Maquiladora-Arbeiterinnen ist ein üppiger Nährboden für Gefolgsamkeitsverhalten und eine fehlende weibliche Selbstbewusstseinskultur, was von verbrecherischen Organisationen gut ausgenutzt werden kann.

Man fragt sich, wieso auch Frauen aus den Maquilas verschwinden konnten, obwohl die Maquila-Unternehmen sich als eine gut funktionierende Familie darstellen, als so genannte Familien-Unternehmen. In Wirklichkeit jedoch bilden sich in den Betrieben keine festen Gemeinschaften. Dies wird durch die ausgesprochen hohe Fluktuation von Arbeitskräften unmöglich gemacht. Im Durchschnitt wird die Belegschaft einer Maquila innerhalb von 10 Monaten komplett ausgewechselt.<sup>23</sup> Grundlage dafür ist das Überangebot von Arbeitskräften, das sich aus den Migrationsströmen rekrutiert. Die Unternehmen selbst sind an der Organisation von Migrationsnetzwerken direkt beteiligt.<sup>24</sup> Damit produzieren sie einen äußerst effektiven Druck auf die Arbeiterinnen, die bei der kleinsten Unregelmäßigkeit entlassen werden können. Außerdem haben die Arbeitsverträge nur eine kurze Dauer von durchschnittlich drei bis sechs Monaten oder es werden keine abgeschlossen. Oftmals müssen die Arbeiterinnen ihre Arbeit kündigen, wenn sie eine Familienangelegenheit zu regeln haben, da ihnen nur eine Woche Urlaub zugebilligt wird. Wenn sie z. B. zu einer Beerdigung eines Familienmitglieds in den Süden fahren müssen, reicht eine Woche zeitlich nicht aus. In solchen Fällen sind sie gezwungen, ihre Arbeit zu kündigen. Durch die hohe Fluktuation der Arbeitskräfte fällt es nicht auf, wenn eine Arbeiterin am nächsten Tag nicht zur Arbeit erscheint, es ist Normalität. Keiner der Kolleginnen würde es einfallen, Nachforschungen zu betreiben.

In den letzten Jahren ist der Frauenanteil in der Maquiladora-Produktion auf Grund von Umstrukturierungsmaßnahmen in den Unternehmen gesunken. Außer bei »Moga« mit 100 Prozent und »Miller und Brown« mit 64 Prozent Frauen liegt der Anteil bei anderen Unternehmen inzwischen unter 50 Prozent.<sup>25</sup> Der Wechsel in der Genderorientierung setzte ein Heer von arbeitslosen Frauen frei, das nun auf andere Bereiche, insbesondere in den Dienstleistungssektor und informellen Sektor in der Stadt Juárez und Umgebung auswich. Diese Situation und eine zunehmende Unübersichtlichkeit führen dazu, dass Frauen, besonders junge Frauen, für das Versprechen, Geld zu verdienen, äußerst empfänglich und so eine leichte Beute für delinquente Rekrutierungsnetzwerke darstellen.

### *Juárez als Ort struktureller Gewalt*

Das Bild der Stadt Juárez wird nicht nur durch die Wohnviertel und Fabriken geprägt, sondern auch durch zersiedelte und unübersichtliche Zonen, durch von Abwässern zerstörte Landschaften, Abbruch-



häuser, Investruinen, weite Elendsviertel in der Nähe der Wüste und grelle Vergnügungsviertel im Zentrum mit einem ausgeprägten Nachtleben. In dieser Stadtlandschaft gedeihen Gewalt, Verbrechen und Verwahrlosung. Juárez war traditionell durch seine Grenzlage immer schon eine Stadt, in der es viel Gewalt und Drogenhandel gab. Durch die Errichtung der Maquiladora-Industrie gingen Gewalt und Drogenhandel jedoch nicht zurück, wie man sich versprochen und erhofft hatte, sondern nahmen eher noch zu. Zwischen Maquiladora-Industrie und Drogenhandel kann regelrecht ein paralleles Wachstum beobachtet werden. Der Drogenhandel wurde seit langem durch das Bestehen religiöser Sekten, die mit den mächtigsten Familien von Juárez verbunden sind, begünstigt. In den letzten Jahren mutierte das Gebiet um Juárez nach der teilweisen Zerstörung der großen Drogenkartelle in Kolumbien zu einem der größten Umschlagplätze auf dem lateinamerikanischen Kontinent. Das Juárez-Kartell soll inzwischen das größte Drogenkartell in ganz Lateinamerika sein. Nachdem der Clan um Armado Carrillo 1993 die Macht übernommen hatte, brutalisierte sich der Drogenhandel.<sup>26</sup>

Eines der großen Probleme der Stadt ist das Bandenwesen. Die meisten Stadtteile haben ihre eigenen Gangs. Drogenbanden kämpfen um die Vorherrschaft in der Grenzregion. Morde auf offener Straße sind alltäglich und sie werden kaum aufgeklärt. Dies erzeugt einen rechtsfreien Raum, in dem die Polizei nur agieren kann, wenn sie sich mit den Delinquenten arrangiert oder fraternisiert. Die Sicherheitskräfte sind nicht im Mindesten auf die schnell wachsende Stadt und den Drogenkrieg eingerichtet. In Juárez kommt ein Polizist auf 3 551 Einwohner.<sup>27</sup> Die Stadt weist die höchste Kriminalitätsrate in ganz Mexiko auf. Die andere Seite der Rechtsfreiheit ist ein Klima der Angst, das die Bewohner der Stadt lähmt und Rückzug ins Private bewirkt. Juárez mutierte so von einem Hort der Hoffnung zur »feindlichen Stadt«, die die Menschen depressiv und aggressiv macht.

Die strukturelle Gewalt gegen Frauen ist ein Teil der offenen Gewalt in Juárez. Neben der untergeordneten und abhängigen Position der Arbeiterinnen in den Maquila-Fabriken tritt die innerfamiliäre Gewalt. Da die ausländischen Unternehmen jahrzehntelang hauptsächlich Frauen einstellten, entstand ein riesiges Heer von arbeitslosen Männern, die sich in der machistisch geprägten Gesellschaft Mexikos mit dieser Rolle nur schwer abfinden können. Traditionell, insbesondere im Süden Mexikos, gilt der Mann als der Ernährer und Beschützer der Familie, der alles unter Kontrolle hat. Die abrupte Umkehrung dieser Rollenordnung in der Maquiladora-Zone führte bei vielen Männern zu tiefen Persönlichkeitsstörungen und Minderwertigkeitskomplexen. Sie empfinden es als äußerst entwürdigend, sich von ihren Frauen oder Töchtern ernähren zu lassen, diese in ihrer Abwesenheit nicht beschützen zu können und Arbeiten, wie Kinderbetreuung, Putzen, Waschen und Kochen, auszuführen, die nicht ihrem Rollenverständnis entsprechen. Das Leben in der Maquila-Zone brachte den meisten Männern keine neue Identität, sondern lediglich den Verlust der alten. Zur Kompensation suchen sie Trost in Drogen und Alkohol oder in informellen Geschäften. In solchen Familien kommen Gewaltakte gegen die eigenen Frauen und Töchter

26 Vgl. Anne Huffs Schmid, a. a. O.

27 Christian Berndt: a. a. O., S. 259.

gehäuft vor. Gewalt nimmt in der männlichen Entwurzelung dabei die Funktion ein, die Rollenordnung symbolisch wieder herzustellen. In Juárez wurden 1995 1 307 sexuelle Verbrechen registriert, wobei die Dunkelziffer erheblich höher sein dürfte. 1996 stieg diese Zahl um 35 Prozent. Die tief greifenden Verwerfungen in den Genderbeziehungen sind eine der Ursachen für den Feminizid, sie bilden den Nährboden für martialische Rachegefühle von Männern gegenüber Frauen, mit der sie der fortschreitenden Erosion männlicher Autorität durch Gewalt Einhalt bieten wollen.<sup>28</sup>

28 Ebenda, S. 262.

#### *Aufklärung der Frauen-Morde*

Nach der demographischen, sozialen und Gender-Einbettung der Morde in den Kontext von Juárez drängt sich die Frage der Aufklärung auf. Schon auf den ersten Blick erscheint es als äußerst widersprüchlich, dass in einem demokratisch verfassten Staat im zwölften Jahr nach den ersten dokumentierten Morden immer noch keine umfassende Aufklärung erfolgte. Die Täter wurden immer noch nicht eindeutig ermittelt und bestraft.

Anfang der 90er Jahre wurden die Morde in der Öffentlichkeit kaum zur Kenntnis genommen. Die lokalen Sicherheitsbehörden der Provinz Chihuahua lehnten es ab, von einem systematischen Mord an Frauen zu sprechen und erklärten sie zu »normalen« Gewaltverbrechen. Sie spielten die Morde herunter und verharmlosten sie. Medien, Politiker und Polizei schoben die Schuld häufig den Opfern selbst zu. Die ermordeten Frauen hätten sich zu aufreizend gekleidet und ein lasterhaftes Leben geführt. 1999 machte der oberste Staatsanwalt von Chihuahua die Frauen direkt für das Geschehene verantwortlich. Er sagte: »Frauen, die abends ausgehen, oft spät und Kontakt mit Betrunkenen haben, gehen ein Risiko ein. Wer auf die Straße geht, lebt gefährlich.«<sup>29</sup> Dieser Argumentationslinie folgten auch Unternehmer aus der Maquiladora-Industrie.<sup>30</sup> Eine Mitarbeiterin in der höheren Verwaltung einer Maquiladorafabrik äußerte z. B. in einem Interview: »Die Personen, die von klein auf hierher kommen, die allein sind, machen mit ihrem Leben, was sie wollen. Denn sie müssen niemandem wegen irgendetwas Rechenschaft ablegen. ... Sie kommen spät nach Hause und ziehen sich provozierend an, und das führt zu vielen Dingen.«<sup>31</sup>

29 Andreas Behn: Ciudad Juárez: Über 300 Ermordete und 500 vermisste Frauen. Menschenrechtler prangern Straflosigkeit an, in: Chiapas 98, 24. 10. 2003.

30 Christian Berndt, a. a. O., S. 262-265. Aus den von Christian Berndt geführten Interviews geht deutlich hervor, dass Maquiladora-Unternehmer den Arbeiterinnen einen leichtsinnigen und sexistischen Charakter unterstellen und diesen mit den Morden in Zusammenhang bringen und damit als kulturelles Phänomen erscheinen lassen.

31 Ebenda, S. 265.

1995 verhafteten die Behörden Abdel Larif Sharif. Der in El Paso lebende Ägypter wurde als Psychopath und Massenmörder charakterisiert, der als Einzeltäter für die Morde verantwortlich wäre. Doch nach der Verhaftung von Sharif gingen die Morde weiter. Jetzt setzten die Behörden und Medien die Erklärung in Umlauf, dass Sharif vom Gefängnis aus eine Bande, die sich »Los Rebeldes« nenne, beauftragte, weitere Morde und Vergewaltigungen zu begehen, um ihn unschuldig erscheinen zu lassen. 1996 wurden 14 Gang-Mitglieder verhaftet. Nach der Verhaftung setzten sich die Morde jedoch wiederum fort. Neun Bandenmitglieder wurden nun wieder entlassen. Die Entlassenen der Rebeldes-Bande gaben an, dass ihre Geständnisse unter Folter erzwungen worden wären. Danach wurde eine Gruppe weiterer Verdächtigter verhaftet. Es waren Busfahrer der Maquiladorabetriebe, die ebenfalls mit Sharif in Verbindung stehen sollten. Auch diese Gruppe von Festgenommenen berichtete von un-

ter Folter erpressten Geständnissen. Dazu kam, dass der Anwalt Mario Escobeda, der die Foltervorwürfe eines Klienten vor Gericht bringen wollte, auf einer Drogenfahndung von Polizisten angeblich irrtümlicherweise erschossen wurde. Sein Mandant starb kurze Zeit darauf im Krankenhaus während einer Operation. Die Hinrichtung von Mario Escobeda wurde von einem Fotografen der Zeitschrift »Norte« fotografiert und bewiesen. Diesen Beweis wies die Staatsanwaltschaft zurück. Daraufhin wurde der Fotograf von Unbekannten entführt und bedroht und der Chefredakteur der Zeitschrift erhielt Morddrohungen. Ebenso erging es dem Vater des ermordeten Anwaltes, der den Fall vor das Gericht bringen wollte. Nach den Morddrohungen gegen ihn und seine Familie nahm er schließlich die Klage wieder zurück und das Gericht ließ den Fall wegen Mangels an Beweisen schließlich fallen.<sup>32</sup>

Es drängt sich der Eindruck auf, dass hier etwas verborgen wurde und die wahren Hintergründe der grausamen Verbrechen nicht ans Tageslicht kommen sollten. Dieser Eindruck erhärtete sich, als sich herausstellte, dass es grobe Fehler bei den Ermittlungen gegeben hatte. Es wurde unterlassen, Zeugen zu befragen, Indizien verschwanden, gerichtsmmedizinische Untersuchungen wurden gar nicht oder äußerst nachlässig durchgeführt und Akten nicht systematisch angelegt. In vielen Fällen hatte man die Orte, an denen die Frauen gefunden wurden, nicht einmal markiert.<sup>33</sup> Das Schlimmste war, dass die Behörden die Vermisstenanzeigen der Mütter der verschwundenen Mädchen in vielen Fällen nicht aufnahmen. Die Polizei verspottete die Mütter, indem sie ihnen sagte, dass ihre Töchter sicher bei einem Freund geblieben oder als Prostituierte in den Bars der Stadt untergetaucht seien. Nach mexikanischem Gesetz liegt kein Delikt vor, wenn ein Mensch nicht als vermisst gemeldet wurde.<sup>34</sup> Ein Beispiel ist der Fall von Silvia Arce, über den AI 2004 berichtete. Die Mutter hatte ihre Tochter am 12. März 1998 zum letzten Mal gesehen. Seit dieser Zeit versuchte sie verzweifelt herauszufinden, was mit ihr geschehen ist, ohne jeden Erfolg. Immer wieder musste sie die Erfahrung machen, dass die Behörden ihre Forderung, das Verschwinden ihrer Tochter zu untersuchen, ignorierten. Vor AI sagte die Mutter: »Sie haben viele Spuren gefunden, Adressen, Telefonnummern, Namen ... Aber sie haben nichts damit gemacht. Ich habe ihnen so viele Informationen gegeben und sie wurden nicht einmal in die Fall-Unterlagen aufgenommen. Wir verdienen diese Behandlung und den Schmerz, den wir tagtäglich erleben, nicht! Das einzige, worum ich bitte, ist Gerechtigkeit und dass sie meine Tochter endlich finden.«<sup>35</sup>

Als sich die Morde unterdessen immer weiter häuften und auch bereits auf andere Städte wie Chihuahua übergriffen, tauchten über die Medien und Politiker neue Erklärungen für die Feminizide auf, wie die Produktion von so genannten »Snuffvideos« (Gewaltpornos), Frauenhandel, satanische Blutkulte oder Organhandel. Bisher konnte nicht eine dieser Vermutungen bestätigt werden. Frauenrechtlerinnen aus Juárez, die sich mit den Morden beschäftigen, gehen davon aus, dass diese Erklärungsansätze oder einige davon wahrscheinlich zutreffen, doch das Wesentliche die Impunidad – die Straflosigkeit sei.<sup>36</sup>

Inzwischen gründeten die verzweifelten Angehörigen der Opfer verschiedene zivilgesellschaftliche Organisationen, um Druck auf

32 Jutta Pinzler und Matthias Franck: Die Stadt der toten Töchter. Eine endlose Mordserie in Mexiko. Film von Arte 2004.

33 Amnesty International 2003. Ten Years of Abductions and Murders in Ciudad Juárez and Chihuahua. August 2003 (AMR 41/027/2003).

34 Jutta Pinzler und Matthias Franck, a. a. O.

35 Amnesty International Österreich: Gewalt gegen Frauen. Nicht mit uns!, in: Jahresbericht 2004.

36 Andreas Behn: Ciudad Juárez: Über 300 Ermordete und 500 vermisste Frauen. Menschenrechtler prangern Straflosigkeit an, in: Chiapas 98, 24. 10. 2003.

37 Jahresbericht von Amnesty International 2004 zu Mexiko. Berichtszeitraum vom 1. 1. bis 31. 12. 2003, in: Chiapas 98, 17. 7. 2004.

38 Comisión Civil Internacional de Observación por los Derechos Humanos en México: Informe final de la tercera visita de la CCIODH. 16 febrero – 3 marzo 2002. Anexo II. Ni una más. Campaña contra los asesinatos de mujeres en Ciudad Juárez. Mexico 2002: 570-572.

39 UNO untersucht Frauenmorde in Ciudad Juárez, in: púlsar, Montevideo, 29. 9. 2003.

40 Mexiko: Nicht tolerierbares Töten. Zehn Jahre Entführungen und Morde in Ciudad Juárez und Chihuahua. / ai Index: AMR 41/026/2003;

41 Jahresbericht von Amnesty International 2004 zu Mexiko. Berichtszeitraum vom 1. 1. bis 31. 12. 2003, in: Chiapas 98, 17. 7. 2004.

42 Poonal Nr. 563 vom 11. 3. 2003.

43 Jahresbericht von Amnesty International 2004 zu Mexiko. Berichtszeitraum vom 1. 1. bis 31. 12. 2003, in: Chiapas 98, 17. 7. 2004.

44 NGOs stellen neue Kommission im Fall Ciudad Juárez in Frage, in: aditalpoonal, Mexiko-Stadt, 10. 6. 2003.

die örtliche Regierung und auf die Bundesregierung auszuüben, die Morde aufzuklären und die Mörder zu bestrafen. Die Selbsthilfeorganisationen bieten für die Angehörigen der Opfer und die wenigen überlebenden Betroffenen psychologische Betreuung und Hilfe an. Beispiele hierfür sind die NGO »Voces sin Eco« (Stimmen ohne Echo) und die »Casa de Mujeres« (Haus der Frauen). Die Arbeit dieser Organisationen ist mit erheblichen Schwierigkeiten konfrontiert, da sie massiv diffamiert werden und diskriminierenden Untersuchungen von Seiten der Polizei ausgesetzt sind.

Ein wichtiger Schritt in der Arbeit der Organisationen war die Übergabe der Fälle an die internationale Öffentlichkeit. 2002 berichteten Vertreterinnen der Organisationen vor der Internationalen Zivilen Kommission zur Beobachtung der Menschenrechte (CCIODH) über die Feminizide und klagten die Regierung wegen der mangelhaften Aufklärung an.<sup>37</sup> CCIODH berichtete der Hochkommissarin für Menschenrechte bei der UNO Mary Robinson über die Fälle. Im Jahre 2003 klagte die Nationale Menschenrechtskommission Mexikos die Regierung in der UNO an, die Konvention über die Eliminierung aller Formen von Diskriminierung der Frau verletzt zu haben.<sup>38</sup> Die UNO-Menschenrechtskommission setzte nun das Thema auf die Tagesordnung und schickte eine eigene Delegation nach Mexiko. Diese stellte fest, dass die Regierung und Justiz nicht die nötigen Untersuchungen in die Wege zur Aufklärung der Verbrechen geleitet hätten.<sup>39</sup> Auch Amnesty International untersuchte mit einer eigenen Delegation die Fälle vor Ort und verwies auf das Beispiel der 16 Jahre alten Viviana Rayas, die entführt und ermordet aufgefunden wurde.<sup>40</sup> Die Behörden unterließen es, den Entführungsindizien konsequent nachzugehen. Die Tatverdächtigen und Zeugen in diesem Fall wurden gefoltert und unter Folter erzwungene Geständnisse als Beweise behandelt.<sup>41</sup> Im März 2003 veröffentlichte die Interamerikanische Menschenrechtskommission nach einer ausführlichen Recherche einen Bericht über die Todesfälle. Aus all den Aktivitäten erwuchs schließlich die Forderung an die mexikanischen Behörden, dass sich der Oberste Gerichtshof der Fälle annehmen und eine Sonderkommission gebildet werden sollte. Erst jetzt wurde das Thema auch in der Öffentlichkeit ernst genommen. Der mexikanische Unternehmerverband COPARMEX (Confederación Patronal de la República Mexicana) und die Nationale Menschenrechtskommission warfen der Regierung von Chihuahua Nachlässigkeit, Unvermögen und Informationsverschleierung bei der Aufklärung der Morde vor.<sup>42</sup>

Im Juli 2003 rief der mexikanische Präsident Vicente Fox eine nationale Untersuchungskommission ins Leben. Zur gleichen Zeit verabschiedete das Innenministerium einen 40-Punkte-Plan zur Aufklärung der Morde.<sup>43</sup> Doch auch diese Aktionen auf höchster Ebene führten bis jetzt zu keinen zufrieden stellenden Ergebnissen. Die Untersuchungskommission, die vom Innenminister Santiago Creel und der Sekretärin für Menschenrechte im Außenministerium geleitet wird, organisierten drei Runde Tische zum Thema der Frauenmorde. Von Frauenrechtlerinnen wird der Kommission vorgeworfen, dass sie wichtige Informationen zurückhalte und sich bei Zuständigkeitsdebatten aufhalte.<sup>44</sup> Außerdem wurden die mexikanischen Menschen-

rechtsorganisationen bei den Gesprächen weitgehend übergangen und deren Diskriminierung nicht thematisiert.<sup>45</sup> Im Januar 2004 schließlich setzte die Oberste Staatsanwaltschaft mit der Juristin María Lopez Urbina eine Sonderstaatsanwältin ein. Die Anwältin wird wegen zu wenig Erfahrung in der Menschenrechtsarbeit und bei der Verfolgung von Gewalt gegen Frauen kritisiert.<sup>46</sup> Sie untersuchte 150 Mord-Akten und kam zu dem Schluss, dass in mindestens 100 Fällen berechtigter Verdacht besteht, dass die Ermittlungen fehlerhaft und nachlässig durchgeführt worden waren. Allerdings fühlen sich die bundesstaatlichen Behörden weiterhin nicht für die Ermittlungen zuständig und weisen diese wieder an die Behörden von Chihuahua zurück. Es besteht Grund zur Sorge, dass die Ermittlungen im Sande verlaufen und niemand für die strafwürdige Fahrlässigkeit, mit der seit Beginn der Mordserie 1993 in Sachen Frauenmorde vorgegangen wurde, zur Verantwortung gezogen wird.

Trotz dieser Regierungsaktivitäten konnten keine substantziellen Fortschritte bei der Aufklärung der Fälle erreicht werden.

Aber es gibt auch positive Ergebnisse. Durch die umfangreiche Arbeit nationaler und internationaler Menschenrechtsorganisationen ist eine Verbesserung der juristischen und forensischen Aufklärungsarbeit und Spurensuche zu verzeichnen. Nunmehr werden an den Opfern Autopsien durchgeführt und es findet eine ordentliche Dokumentation der Funde statt. Der korrupte Generalstaatsanwalt Jesus José Solís Silva musste zurücktreten. Die Vermisstenanzeigen werden inzwischen von der Bundesstaatsanwaltschaft akzeptiert und mit dem organisierten Verbrechen in Verbindung gebracht.<sup>47</sup>

Bis heute finden jedoch Quellen, die eine Verbindung von Unternehmern, Politikern, Polizei und Drogenhändlern zu den Morden herstellen, kaum Beachtung. Derartige Quellen können Menschenrechtsorganisationen und sozialwissenschaftliche Untersuchungen liefern. Wichtig in diesem Zusammenhang sind zwei Publikationen der letzten beiden Jahre, die aufschlussreiches Material und logische Erklärungsansätze anbieten: das Buch »Huesos en el Desierto« (Knochen in der Wüste)<sup>48</sup> des mexikanischen Journalisten Sergio González Rodríguez und das Buch »Frauenernte – eine mexikanische Safari«<sup>49</sup> der US-amerikanischen Reporterin aus El Paso Diana Washington. In beiden Büchern wird über enge Kontakte zwischen Geschäftsleuten, der Drogenszene, Polizeibeamten, den Söhnen einflussreicher Juárezer Familien und prominenten Politikern berichtet. Sie sprechen vom Dreigestirn zwischen Politik, Drogenhandel und Industrie. Es wird berichtet, dass Drogenbosse Maquilas kauften und reiche Familien aus Juárez, die ebenfalls mit dem Drogenhandel in Verbindung stehen, Industrieparks und Universitäten besitzen. Der Exgouverneur von Chihuahua z. B. arbeitete mit dem Juárez-Kartell zusammen. Diese Untersuchungen wurden durch die Nachricht vom Februar 2005 bestätigt, dass ein wichtiger Sicherheitsberater von Präsident Fox, Acosta Lugo – der Mann, der die Auslandsreisen des Präsidenten organisierte – ein Mann der Mafia ist. Er informierte die Drogenkartelle über alle geplanten Schritte zur Bekämpfung des Drogenhandels, so dass trotz der Inhaftierung der Bosse der wichtigsten Drogenkartelle das Drogengeschäft und der Kampf zwischen den Kartellen vom Gefängnis aus weiter gin-

45 Ebenda.

46 Angabe nach Gabi Löffler, Aktivistin in der Casa de Mujeres in Ciudad Juárez, Dezember 2004; Mexiko-Info aus Poonal Nr. 608 vom 3. 2. 2004.

47 Jutta Pinzler und Matthias Franck: Die Stadt der toten Töchter. Eine endlose Mordserie in Mexiko. Film von Arte 2004.

48 Sergio González Rodríguez: Huesos en el Desierto, Barcelona 2002.

49 Anne Huffschmid: Frauenmorde im Niemandsland, a. a. O.

gen. So starb Ende 2004 Arturo Guzmán Loera, eine Schlüsselfigur der mexikanischen Kokamafia im Hochsicherheitsgefängnis von La Palma. Auch der Tod von sechs Gefängniswärtern im Hochsicherheitstrakt Matamoros im Norden Mexikos ist darauf zurückzuführen, dass die Mafia gut informiert war und im Gefängnis einen breiten Aktionsraum besaß.<sup>50</sup>

50 Stefanie Kron: Gewalt-  
eskalation in Mexiko, in:  
junge Welt, 9. 2. 2005.

### *Fazit*

Der Ursachensuche nach dem Feminizid in der Provinz Chihuahua hält sicher kein monokausaler Erklärungsansatz stand. Es ist ein komplexes Geflecht verschiedenster Phänomene, die sich in Juárez kreuzen und zu dieser furchtbaren Ausprägung der Gewalt gegen Frauen führen. Zu nennen wären dabei die aus dem Gleis geratenen Genderbeziehungen und die Migration infolge des schnellen Wachstums der Maquiladora-Produktion, das Anwachsen und die Brutalisierung des Drogenhandels, der durch die Entstaatlichung der Region neue Spielräume erhielt, die Privatisierung der Sicherheitssysteme und deren Verbindungen zur Drogenszene, die Verquickung von Politik mit großen Unternehmen und der Drogenszene. Ein wesentlicher Punkt ist die Erweiterung des Spielraumes der Drogenmafia, und die Transformation ihres Aktionsraumes auf ganz neue Tätigkeitsfelder, die nicht allein die Drogen, sondern auch solche Bereiche in der Gesellschaft betreffen, die traditionell von Wirtschafts-, Sicherheits- oder Politikeliten besetzt wurden. Da der mexikanische Staat in Juárez mit der Schaffung von Freihandels- und Exportproduktzonen selbst die nationale Gesetzgebung aushebelte, entstand nicht nur für transnationale Unternehmen ein neuer Freiraum, sondern auch für die Drogenmafia. Bei einem Überhandnehmen des Marktes entfallen die Grenzen des Konsumierens und der Käuflichkeit. So dass selbst menschliche Körper zum Marktartikel werden, mit dem extrem hohe Profitraten erzielt werden können. Bei den Frauenmorden geht es in erster Linie um Geld – viel Geld –, Drogen und Gewinn.

Es gibt auch eine breite Diskussion darüber, inwiefern die Maquiladora-Industrie mit den Frauenmorden zu tun hat. Feministische Erklärungsansätze gehen davon aus, dass durchaus von einer zumindest indirekten Mitverantwortung gesprochen werden kann. Dies wird daraus abgeleitet, dass sie den privaten Alltag der Arbeiter beeinflussen und zu Verwerfungen in den Genderbeziehungen beitragen haben. Auch haben sie explizit verhindert, dass sich die Arbeiter unabhängig vom staatlich geförderten Gewerkschaftsdachverband organisieren und politische Interessenverbände aufstellen können. Die politisch entmündigten und von den Unternehmen persönlich abhängigen Frauen lassen sich so für die Maquiladora am besten in Wert setzen, um den globalen Wettbewerb in einer heiß umkämpften Produktionswelt zu gewinnen. So werden Geschlechtermuster geschaffen, die ein frauenfeindliches Genderverständnis und Machtasymmetrien zwischen den Geschlechtern reproduzieren. Der Körper der Frau wird als billiges Arbeitsinstrument repräsentiert, was als Muster dafür dient, dass der Körper der Frau als entpersonalisierter Nutzgegenstand für sexuellen Missbrauch, Folterungen und Tötungen verstanden wird. Sowohl in den Maquilas als auch

bei den Morden werden die benutzten Frauenkörper einfach wegge-  
worfen. Viele Autoren wie z. B. Naomi Klein haben ausführlich in  
Freihandelszonen recherchiert und sind zu dem Ergebnis gekom-  
men, dass dort die Unterdrückung der Frauen besonders krass ist,  
dass sie dazu beiträgt, die Rechtlosigkeit, Entpersonalisierung und  
Verwahrlosung von Frauen zu fördern, da deren soziale Netze weg-  
brechen.<sup>51</sup>

Die ermordeten Frauen von Juárez sind nicht nur die Opfer eines  
psychopathischen Massenmörders wie Abdel Sharif, von Drogendeal-  
ern und perversen Jünglingen aus der Juárezer Mafiaszene, sondern  
sie sind Opfer in einem Gebiet, in dem Mörder straffrei bleiben und  
wo auf dem Boden von Gesetzlosigkeit, zerbrochenen Identitäten  
und einer zügellosen Gewinnsucht Morde an Frauen zum Geschäft  
werden und einen neuen Marktposten darstellen. Die spezielle Kreuz-  
ung der genannten verschiedenen Ursachen für den Mord an den  
Frauen in Juárez bedeutet nicht, dass dieser Feminizid Einmaligkeit-  
scharakter besitzt und keinerlei Modellcharakter hätte. Schließlich  
wiederholen sich die hier aufgezeigten Konstellationen auch an an-  
deren Orten, wie dies die neuesten Informationen über ähnliche  
Fälle von Feminiziden in Oaxaca, in Chiapas und in fast allen latei-  
namerikanischen Ländern zeigen.<sup>52</sup> Auch in diesen Fällen finden  
die grausamen Frauenmorde oft im Umfeld von Maquiladora-Zonen  
und Regionen verstärkten Drogenhandels statt. Der Feminizid von  
Juárez ist ein warnendes Beispiel für die fundamentale Bedrohung  
der Menschenrechte und Frauenrechte, die aus einer ungerichteten  
und national entgrenzten Industrialisierung und einer Überbewertung  
des Marktes verbunden mit dem Machtzuwachs der Drogenszene  
und der Kriminalisierung von Politik hervorgehen. An dem Verlauf  
der Regierungsaktivitäten zur Aufklärung der Morde wird aber auch  
deutlich, wie wichtig zivilgesellschaftliche Aktionen, besonders die  
Zusammenarbeit zwischen lokalen und internationalen Menschen-  
rechtsorganisationen ist, um die Politik zu zwingen, ihrer Verant-  
wortung nachzukommen und Menschenrechte zu schützen. Sie stel-  
len somit einen positiven globalen Gegenpol zu den negativen  
Erscheinungen von Globalisierung dar. Die Frauenmorde beweisen  
aber auch, dass die zivilgesellschaftlichen Aktivitäten einen viel zu  
geringen präventiven Charakter tragen und bisher nur wenig bewir-  
ken konnten. Doch einiges haben sie bewirkt und es ist zu hoffen,  
dass sie einmal so stark sein werden, um Verbrechen wie den Femi-  
nizid in Juárez nicht nur zu bekämpfen, sondern von vornherein zu  
verhindern.

51 Vgl. Naomi Klein: No  
Logo. Der Kampf der Global  
Players um Marktmacht. Ein  
Spiel mit vielen Verlierern  
und wenigen Gewinnern,  
München: Riemann 2002,  
6. Auflage.

52 Aussagen von Vertre-  
tern des Menschenrechts-  
zentrums Fray Bartolomé de  
las Casas in Berlin im April  
2005.